

5 Sequenzanalyse Roswitha Schultze

5.1 Begründung der Auswahl

Die folgende Sequenzanalyse des Interviews mit Roswitha Schultze fällt sehr umfangreich aus. Das liegt zum einen an der Dauer des Interviews (es war das längste der Studie). Zum anderen wollte ich an einem Fallbeispiel die Perspektive auf den sequenziellen Verlauf eines Interviews lenken. Damit ergab sich zudem die Möglichkeit, explizit auf die Interaktion zwischen Interviewerin und Biografin einzugehen. Aus diesem Grund gibt das anschließende Kapitel den Gesamttext in der Abfolge des Erzählten wieder. Dabei sind Redundanzen, gedankliche und inhaltliche Sprünge, Rückbezüge und widersprüchliche Aussagen bewusst erhalten geblieben. Das spiegelt sich auch in der kapitelinternen Untergliederung, die sich an der Logik des Interviewverlaufs orientiert. Dadurch enthält man auch einen Eindruck von der jeweiligen Ausführlichkeit und Gewichtung, mit der Roswitha Schultze bestimmte Themen erzählend bedenkt und andere eher beiläufig kommentiert.

Ich wählte Roswitha Schultze deshalb aus, weil ich nach der Durchführung und der anschließenden Datenaufbereitung aller acht Interviews den Eindruck gewonnen hatte, dass in diesem Gespräch eine Fülle derjenigen Themen enthalten ist, die sich auch in den anderen Interviews wiederfinden lassen. Mit meiner Auswahl behaupte ich, dass Roswitha Schultze mit einigen typischen sozialen Konstellationen, Situationen und Erfahrungen konfrontiert wurde, die Frauen, die als körperbehindert gelten, hierzulande machen. Diesem Eindruck folgend, entschied ich, mich bei der Auswahl der Textpassagen, die ich in Kapitel 6 Feinanalysen unterziehe, von den thematischen Schwerpunkten Roswitha Schultzes leiten zu lassen.

Roswitha Schultzes Biografie vereinigt einige zentrale lebensgeschichtliche Erfahrungen auf sich, die es begründetermaßen rechtfertigen, ihren Text stellvertretend für die übrigen durchgeführten Interviews einer Gesamtanalyse zu unterziehen.

Hierzu zählt zunächst ihre *Wohnbiografie*. Roswitha Schultze durchlief bisher die unterschiedlichsten Konstellationen: Wohnen im Elternhaus; langanhaltende Aufenthalte in Krankenhäusern; Wohnen in Sondereinrichtungen, Internaten und integrativen Außenwohngruppen; unabhängiges Wohnen in Wohngemeinschaften und in eigener Wohnung. Dabei wechselte sie mehrmals die *sozialen Lebensmittelpunkte* und *Milieukontexte*: dörflich-bäuerliches Milieu des Elternhauses; kleinstädtisches Milieu der Sondereinrichtungen und Internate; großstädtisches Milieu der Außenwohngruppen und unabhängigen Wohnformen. Darüber hinaus ist zu nennen: ein durch wiederholte Suchprozesse und organisatorisch-biografische Schwierigkeiten geprägter *Schul- und Ausbildungsverlauf*; eine reflexive Auseinandersetzung mit dem *medizinisch-therapeutischen Apparat*; eine reflexive Auseinandersetzung mit unterschiedlichen *lebensphasenspezifischen Bezugspersonen* wie Eltern, Geschwister, Verwandte, Freunde, Partner, Bekannte etc. sowie Aspekten der *alltagspraktischen Lebensgestaltung* und *subjektiv bedeutsamer Körpererfahrungen*.

Insofern ist Roswitha Schultzes Interview für mich sowohl ein besonderes als auch ein typisches Interview. Einen besonderen Status erhält es durch meine auswertungsstrategische Behandlung, die es aus dem Kanon der acht Interviews heraushebt und den dort geführten Diskursen und Topoi eine hervorgehobene Bedeutung verleiht. Seine typischen Gehalte kommen darin zum Ausdruck, dass ich versuche, ihre Themensetzungen in den Feinanalysen ausgewählter Textpassagen der übrigen Interviews weiterzuverfolgen.

5.2 Sequenzanalyse

Die Eingangserzählung: Akteurin des eigenen Lebens

R: Ja, also ich bin, also ich wurde geboren 1961. Ich bin conterganbehindert und kam mit sechs Jahren ins Heim, da ham mich meine Eltern hinggebracht, weil sie gedacht ham, das wär' besser für mich. Heute im Nachhinein würd' ich sagen, dass es wirklich auch ganz gut war für mich, weil ich wirklich sehr selbstständig wurde dadurch. Ich konnte vieles lernen, die ganzen Jahre, bis ich ja so um die 20 war. Dann konnte, dann hab ich 'ne Ausbildung gemacht zur Erzieherin, in diesem Beruf arbeite ich auch heute noch. Ich arbeite für 'n Rehabilitationszentrum für Körperbehinderte. Das mach ich jetzt schon über neun Jahre diesen Job, der hat sich sehr verändert, weil auch das Klientel sehr verschieden ist zu dem von früher. Die Leute sind viel schwerer behindert, haben zum Teil auch Verhaltensauffälligkeiten und seelische Behinderungen. Ja,

was noch. Ich hab mir von gut neun Jahren 'ne Wohnung gekauft, hier im Stadtteil, und die hab ich jetzt, jetzt hab ich sie so weit, dass es, dass sie völlig ok ist, auch von der Gestaltung her. Sie ist nicht nur praktisch, sondern auch sehr schön. Es ist mein kleines Refugium, ist mir sehr, sehr wichtig. (RS 4–16)

Roswitha¹ liefert eine verhältnismäßig kurze Eingangserzählung. Im Vergleich zu anderen Interviewpartnerinnen signalisiert sie am Anfang keine Irritation angesichts der Anforderung, ihre Lebensgeschichte zu erzählen. Sie beginnt mit ihrer Geburt und schlägt zügig den Bogen zur Gegenwart. Dabei enthält dieser erste von der Interviewerin² nicht unterbrochene Anlauf weniger erzählende Momente, als vielmehr, neben einigen Ereignisdaten, die in einem sachlichen Berichtston vorgebracht werden, auffällige Kommentare, Erklärungen und Argumentationen.

Roswitha korrigiert sich gleich zu Beginn des Interviews. Sie *ist* nicht geboren, sondern *wurde* im Jahre 1961 geboren. Die Geburt ist aus ihrer Sicht ein passiver Vorgang gewesen, von anderen verantwortet, ohne dass an dieser Stelle diese anderen genannt werden. Unmittelbar darauf folgt die Selbstbezeichnung „conterganbehindert“, in der sich gleichzeitig die Beschreibung ihrer Geburt erschöpft. Anschließend überspringt sie ihre gesamte Kleinkindphase und berichtet von der Tatsache, dass sie im Alter von sechs Jahren in ein Heim gekommen ist – wiederum ist etwas mit ihr geschehen: Sie wurde von ihren Eltern dorthin gebracht. Roswitha liefert eine Begründung für diese Entscheidung. Die Eltern haben gedacht, eine Heimunterbringung wäre besser für sie. Roswitha präsentiert sich hier als passives Objekt elterlicher Entscheidungsgewalt.

Unmittelbar darauf reflektiert sie die Heimunterbringung aus ihrer heutigen Sicht. Roswitha beurteilt diese Erfahrung inzwischen anders. Es war „wirklich auch ganz gut“, im Nachhinein betrachtet, denn das Heim bedeutete einen Gewinn an Selbstständigkeit. Was als Akt der Fremdbestimmung begann – die Konfrontation mit der Conterganschädigung und die erzwungene Heimunterbringung im Alter von sechs Jahren – initiierte einen vielschichtigen Lernprozess, der sich über Jahre hinweg bis zu ihrem 20. Lebensjahr hingezogen hat. Es fällt auf, dass Roswitha, die über ihre ersten sechs Lebensjahre, außer dem Umstand, dass sie „conterganbehindert“ ist, nichts berichtet hat, über ihre Jugend ähnlich wenig erzählt. An dieser Zeit hebt sie jedoch die positive Entwicklung hin zu Unabhängigkeit und Selbstständigkeit hervor. Um eine solche Stufe der Eigenständigkeit zu erreichen, war die

1 Aus Gründen der besseren Lesbarkeit des Textes benenne ich Roswitha Schultze im Folgenden mit ihrem Vornamen.

2 Die Interviews wurden alle von mir selbst durchgeführt. Ich wähle im Auswertungsteil die Formulierung Interviewerin, um die Interaktionsebene zwischen den beiden am Interview beteiligten Personen transparent werden zu lassen.

Heimunterbringung rückblickend betrachtet geradezu eine notwendige Voraussetzung.

Als Beleg für diese gewonnene Souveränität erwähnt Roswitha als nächstes ihre Ausbildung zur Erzieherin. Jetzt korrigiert sie sich in umgekehrter Richtung: Statt zu formulieren, dass ihr diese Ausbildung ermöglicht wurde („dann konnte ...“), betont sie ihre Eigeninitiative („dann hab ich ’ne Ausbildung gemacht“). Diese Selbstpräsentation als aktiv handelndes Subjekt findet ihre Fortsetzung in der Beschreibung ihrer beruflichen Tätigkeit. Sie ist von Kontinuität geprägt, denn Roswitha arbeitet „auch heute noch“ in ihrem Beruf und mittlerweile über neun Jahre bei ein und demselben Arbeitgeber. Dass dies als Eigenleistung verbucht wird, zeigt sich auch in der Tatsache, dass Roswitha offensichtlich mit den Veränderungen, die der Job in dieser langen Zeit mit sich gebracht hat, gut zurechtkommt. Die Anforderungen haben sich gewandelt, denn die Klientel, mit dem Roswitha beruflich zu tun hat, wurde schwieriger. Obwohl sie in einem Rehabilitationszentrum für *Körperbehinderte* arbeitet, beschreibt sie die Leute, mit denen sie umgeht, als „viel schwerer behindert“, als „verhaltensauffällig“ und „seelisch belastet“. Roswitha bringt auf diese Weise ihre berufliche Kompetenz und Flexibilität zum Ausdruck. Sie gewinnt ein Stück eigener (beruflicher) Identität aus der Abgrenzung gegenüber anderen Behinderten, denen sie im Vergleich zu sich selbst schwerere und vielfältigere Schädigungen beziehungsweise Beeinträchtigungen attestiert.

Die letzte Passage dieses ersten Interviewausschnitts stellt eine Ergänzung dar. Roswitha fragt sich zunächst, was es noch zu berichten gäbe. Da fällt ihr ein weiterer Beleg für ihre inzwischen gewonnene Autonomie ein: ihre heutige Wohnsituation. Vor neun Jahren hat sie sich eine eigene Wohnung erworben, wobei sie wiederum ihre Eigenleistung betont. Weder bei der Ausbildung, noch im Beruf oder beim Wohnungserwerb erwähnt Roswitha fremde Hilfe oder Unterstützung von außen.

Neu an dieser Passage ist die emotionale Ebene. Roswitha bringt hier einen gewissen Stolz über das Erreichte zum Ausdruck, indem sie auf ihre Gestaltungsleistung hinweist. Es ist ihr gelungen, das Notwendige mit dem Ästhetischen zu verbinden, denn die Wohnung „ist nicht nur praktisch, sondern auch sehr schön“. Sie fungiert als ein Rückzugsraum von großer subjektiver Bedeutung. In ihrer Wohnung fühlt sie sich wohl und weiß sich geschützt. Damit zeichnet Roswitha ein Bild von einer Außenwelt, in der sie sich zwar bewährt und selbstständig bewegt (zum Beispiel beruflich), die jedoch auch zu einem stark ausgeprägten Bedürfnis führt, sich in Gefilde zurückziehen zu können, in denen sie selbst über die Gestaltungsmacht und Schlüsselgewalt verfügt.

Innerfamiliäre Grenzziehungen: Vergleichsmaßstäbe für die Selbstpositionierung

Eine längere Pause signalisiert, dass die Eingangserzählung beendet ist. Die Interviewerin beginnt – leicht überrascht und irritiert von der Kürze der Eingangserzählung – nun mit ihrem textimmanenten Nachfrageteil. Sie greift aus dem bisher Gesagten einen Aspekt, nämlich die Kindheitsphase vor der Heimunterbringung heraus und nimmt so eine Selektion vor:

I: Ja, vielleicht erzählst du einfach mal ganz konkret Beispiele, also aus der Zeit, wo du noch zu Hause warst. Du hast gesagt, du bist mit sechs Jahren ins Heim gekommen. (RS 17–18)

Damit ist durch die Interviewerin ein strukturierender Impuls gegeben, die Orientierung am Relevanzsystem von Roswitha ist aufgegeben. Zudem dokumentiert die Interviewerin mit dieser ersten Nachfrage ihr besonderes Interesse an den unmittelbaren Folgen der Conterganschädigung und den Lebensbedingungen im Elternhaus. Es ist ihr aufgefallen, dass die erste Lebensphase von Roswitha nicht thematisiert wurde.

R: Mhm, also ich hab nicht so viel Erinnerungen an die Zeit, wo ich zu Hause war, weil ich auch oft im Krankenhaus gewesen bin in dieser Zeit, also von meiner Geburt bis zum 6. Lebensjahr war ich oft im Krankenhaus. Ich hab viele Operationen gehabt, an der Hüfte, an den Armen und an den Füßen auch. Die wollten da wohl verschiedene Sachen irgendwie noch gerader kriegen. An was ich mich noch gut erinnern kann, war, dass die Beziehung zu meinem Großvater väterlicherseits, den, zu dem hat ich 'ne sehr enge Beziehung, eigentlich bis zu seinem Tod, da war ich so um die 16 oder 17. Dann weiß ich auch noch gut so, die Versuche, mich in Prothesen zu verfrachten, dass ich laufen lernen sollte. Diese Versuche schlugen fehl, was ich heute sehr begrüße, weil ich einfach viel, viel selbstständiger bin ohne Prothesen. Ja, dann, ich hab noch zwei Geschwister. Eine Schwester wurde drei Jahre nach mir geboren, wohl unter anderem auch deshalb, weil die Ärzte gesagt haben, ich soll unbedingt noch Geschwister haben, so von wegen Sozialisation und so was alles und elf Jahre später wurde noch mein Bruder geboren, also elf Jahre nach mir. Und was ich auch noch ganz genau, also ziemlich gut weiß, sind so die Beziehung zu meiner Patentante, das ist die Schwester meines Vaters, die hat seinerzeit auch noch bei, im Haus der Großeltern gelebt, wo auch ich geb-, groß geworden bin. (RS 19–34)

Roswitha korrigiert die Vermutung der Interviewerin, dass die Zeit vor Eintritt in das Heim, also die ersten sechs Lebensjahre, eine Zeit gewesen sei, die sie zu Hause in der Familie verbracht habe. Die ersten sechs Lebensjahre sind in ihrer Erinnerung nicht so sehr familienzentriert, sondern vielmehr durch häufige Krankenhausaufenthalte geprägt gewesen. Insofern war dies auch eine Zeit, die sie als sehr fremdbestimmt erlebt hat. Es bleibt unausge-

sprochen, wen Roswitha in dieser Phase für ihre Situation verantwortlich macht. Roswithas Objektstatus wird anhand ihrer betont unbestimmten Formulierungen deutlich: „Die wollten da wohl noch verschiedene Sachen irgendwie noch gerader kriegen“. Inwieweit sich hinter den handelnden Personen Ärzte und/oder Eltern verbergen, bleibt ebenso ungesagt wie die letztendlichen Ziele, die mit den zahlreichen Operationen verbunden waren.

Roswitha kontrastiert diese Kindheitserinnerungen mit einer ihr ungleich präsenteren Erinnerung an die Beziehung zu ihrem Großvater väterlicherseits. Diese Beziehung beschreibt sie als sehr eng und kontinuierlich. Es ist der erste soziale Kontakt, den Roswitha im bisherigen Verlauf des Interviews mit einer emotionalen Komponente versieht. Zu beachten ist, dass die Wechsel ihrer Lebensmittelpunkte (Familie, Krankenhaus, Heim) offenbar der Qualität dieser Beziehung zu ihrem Großvater keinen Abbruch getan haben.

Roswitha fährt nun fort mit ihrer Aufzählung von Kindheitserinnerungen. Da ist zunächst die Erfahrung eines weiteren Akts der Fremdbestimmung. Wieder geschieht etwas mit ihr, wieder probiert man etwas an ihr aus und wieder erweisen sich diese Versuche, wie schon bei den Operationen angeklungen war, als wenig bis überhaupt nicht erfolgreich. Beide Passagen beschreiben Eingriffe in ihren Körper. Waren es zunächst korrigierende Maßnahmen an Hüfte, Armen und Füßen, wurde sie jetzt „in Prothesen verfrachtet“ – Maßnahmen, die ihre Mobilität erhöhen sollten. Maßstab ist ein aufrechter, „gerader“ Körper, der fähig ist „zu laufen“. Aus heutiger Sicht macht Roswitha deutlich, dass es dabei um ein Ziel ging, das nicht im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe an der Optimierung von Selbstständigkeit orientiert war, sondern vielmehr an den ihr damals wie auch heute nicht transparenten Vorstellungen derjenigen, die für diese Eingriffe verantwortlich zeichneten. Deren Misserfolg begrüßt Roswitha heute. Der Verzicht auf die Prothesen scheint geradezu eine Bedingung ihrer heutigen Mobilität zu sein.

Roswitha fährt fort mit der Geburt ihrer jüngeren Schwester im Alter von drei Jahren. Dabei fällt auf, dass von dieser Erweiterung der Familie ohne jegliche Bewertung oder emotionalen Gehalt berichtet wird. Stattdessen bezieht sie diese Geburt auf sich und ihre eigene Situation. Offenbar kursiert in der Familie die Lesart, dass die Schwester das Ergebnis elterlicher Bemühungen um die Verbesserung ihrer Sozialisationsbedingungen darstellte – veranlasst durch einen ärztlichen Rat. An dieser Stelle wird die machtvollte Allianz zwischen Ärzteschaft und ihren Eltern zum ersten Mal explizit erwähnt. Es ist diese Allianz, die Roswithas Lebensbedingungen in den ersten sechs Lebensjahren bestimmte. Die Geburt des um elf Jahre jüngeren Bruders wird demgegenüber völlig kommentarlos quasi als Vervollständigung der familialen Konstellation erwähnt.

Während somit alle Familienmitglieder im Interview eingeführt sind – bis auf den Großvater ohne jegliche emotionale Bewertung – schließt Roswitha ihre Aufzählung von Kindheitserinnerungen mit der Erwähnung der Beziehung zu einer weiteren Verwandten ab, ihrer Patentante, der Schwester ihres Vaters, wobei sie hier lediglich die räumliche Nähe als nähere Information liefert. Damit vervollständigt sich das Bild ihres Zuhauses: Roswitha lebte in den ersten sechs Lebensjahren, sofern sie nicht im Krankenhaus weilte, mit den Eltern und der Schwester im Haus der Großeltern väterlicherseits in einem drei Generationen umspannenden erweiterten Familienkreis. Das Milieu war bäuerlich.

R: Meine Großeltern hatten 'ne Landwirtschaft, die hat mein Vater später dann übernommen, und meine Mutter ist in das Haus miteingezogen, als meine Eltern geheiratet ham, das heißt, da waren drei Generationen in dem Haus. //I: Aja!// Also meine Großeltern, meine Eltern, ich und meine Patin noch am Anfang. (RS 35–40)

Der Interviewerin fällt auf, dass Roswitha über die Mitglieder ihrer Kernfamilie nichts erzählt. So erklärt sich die Erzählaufforderung, die Beziehung zur Schwester (und später zum Bruder) in dieser Zeit etwas genauer zu beleuchten.

I: Und deine Schwester war dann ja noch drei Jahre mit dir zusammen zu Hause, bevor du weggegangen bist. //R: Mhm.// Kannst du dich da noch erinnern, kannst du dazu was erzählen?

R: Ne, kann ich mich nicht mehr so gut erinnern, also fällt mir Moment nicht mehr ein, nee. (RS 41–45)

Diese Interviewerinnenintervention führt zu keiner neuen Information oder näheren Schilderung der geschwisterlichen Beziehung.

Es folgt ein Zeitsprung, denn die nächste Erzählaufforderung nach der Beziehung zu ihrem um elf Jahre jüngeren Bruder bezieht sich auf eine Lebensphase, als Roswitha etwa 14 Jahre alt war und somit ihren Lebensmittelpunkt schon jahrelang außerhalb des Elternhauses hatte.

I: Und die Beziehung zu deinem Bruder, kannst du da was drüber erzählen?

R: Also da hab ich mich, also als er geboren wurde, hab ich mich wahnsinnig gefreut. Die Geburt hab ich im Heim erfahren und das war also für mich eine, eine der schönsten Tage meines Lebens, weil ich irgendwie so froh war, dass ich noch 'n Bruder haben sollte. Und mit ihm verbindet mich 'ne sehr enge Beziehung, auch heute noch. Also wir sind sehr vertraut und sehr persönlich miteinander, schon die ganzen Jahre eigentlich immer gewesen. Und erst mal eigentlich auch der Vertrauteste in der ganzen Familie, ja. Mit meiner Schwester, das ist 'n bisschen 'n schwieriges Verhältnis, vor allem jetzt in der jüngsten Zeit, weil sie doch so sehr 'n bisschen diese mütterliche Rolle übernimmt, die bisher immer meine Mutter gemacht, so versorgen von, mit Kleidung und all

so was. Sauberkeit, Ordentlichkeit und so, das übernimmt sie jetzt mehr und mehr: Und da versuch ich jetzt so mir selber drüber im Klaren zu werden, wie weit ich das möchte und wie weit nicht und das ist ein bisschen schwierig zurzeit. (RS 46–57)

Diese Frage führt zu einer ausführlicheren Beschreibung und einer Evaluation der Beziehung zu ihren beiden Geschwistern. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, dass diese Textpassage eine Reaktion auf die wiederholte Erzählaufforderung durch die Interviewerin darstellt und somit keinen Aufschluss über das Relevanzsystem von Roswitha erlaubt.

Im Zusammenhang mit der Geburt ihres Bruders bringt Roswitha zum zweiten Mal eine emotionale Wertung ins Spiel. Diese fällt ausführlich und geradezu enthusiastisch aus. Auch hinsichtlich dieser Beziehung betont sie starke Nähe und Kontinuität. Darüber hinaus führt sie in Bezug auf ihren Bruder eine weitere Kategorie ein, die seine besondere Stellung kennzeichnet: Er ist für sie der „Vertrauteste in der ganzen Familie“. Damit hebt Roswitha nicht nur die besondere Rolle hervor, die der Bruder für sie selbst spielt, sondern macht auch gleichzeitig eine Differenz zu allen anderen Familienmitgliedern auf, zu denen sie ein explizit distanzierteres Verhältnis pflegt. Die Geburt des Bruders fällt in die Zeit ihres Heimaufenthalts, weshalb die These aufgestellt werden kann, dass der Bruder im Gegensatz zu Roswithas jüngerer Schwester keinen Anteil hatte an der Entscheidung, sie von der Familie zu trennen. Insofern er in einer anderen biografischen Phase in ihr Leben getreten ist, wird ihm von Roswitha ein besonderer Status verliehen. Der Bruder steht für eine andere Art von Verbindung zu ihrer Familie als ihre Schwester.

Roswitha kontrastiert dieses Verhältnis mit demjenigen zu ihrer Schwester. Damit kann die oben formulierte These untermauert werden. Ihre Schwester wird als Teil desjenigen Familiensystems wahrgenommen, dass für die Erfahrung der Fremdbestimmung in ihren frühen Lebensjahren steht. Denn was das Verhältnis zwischen den Geschwistern belastet, ist die Tatsache, dass ihre Schwester in die mütterliche Rolle schlüpft. In dem Maße, wie die Schwester die Mutterrolle übernimmt, fühlt sich Roswitha wieder als Objekt: Sie wird von ihr versorgt, trifft Entscheidungen, die ihr Äußeres betreffen (Kleidung), sie wacht über Sauberkeit und Ordnung. Besonders unangenehm ist Roswitha dieses Verhalten, da es aus ihrer Sicht zu einer Unzeit kommt, in einer Situation nämlich, in der sie sich selbst bereits als selbstständig und souverän handelnd definiert. Roswitha empfindet das Verhalten der Schwester als eine Bedrohung ihrer erreichten Unabhängigkeit. Sie fühlt sich herausgefordert, nach einem entsprechenden Handling dieser schwesterlichen Verhaltensweise zu suchen.

Die Interviewerin verfolgt die Beziehung zur Schwester jetzt weiter und stellt eine Nachfrage, in der Hoffnung, genauere Informationen zu erhalten. Dabei wird der Gegenwartsbezug, den Roswitha hergestellt hat, beibehalten.

I: Lebt deine Schwester in N.?

R: Nein, sie lebt in A. und bei den Eltern, also sie macht zurzeit 'ne Ausbildung zur Krankenschwester und steht aber kurz vorm Abschluss. Sie war dann, also die Ausbildung hat jetzt drei Jahre gedauert und bis zu dem Zeitpunkt war sie eigentlich immer zu Hause. Sie ist nie weg gewesen. Also anders als bei meinem Bruder und bei mir: Also ich bin ja schon sehr früh weggegangen und mein Bruder ist vor ungefähr drei Jahre, glaub ich, weggegangen und da ist er nach, um zu studieren nach W. gegangen und macht dort ein Architekturstudium. Und meine Schwester, die hat eben sich sehr spät noch entschlossen, die Krankenschwesternausbildung zu machen, vorher war sie Schwesternhelferin, im Krankenhaus, ganz nah bei den Eltern. Da hat sie eben auch bei den Eltern gelebt und ja, das ist 'ne schwierige Beziehung zurzeit, also so empfind ich's jedenfalls.

I: Und kannst du mit ihr da drüber sprechen?

R: Nein, oder nur bedingt, also es ist schwierig mit ihr drüber zu sprechen.//I: Mhm./ /Nein, sie ist alleine. Das ist wahrscheinlich auch der Grund, weshalb sie so, also sie engagiert sich auch innerhalb der Familie sehr stark, also jetzt zum 65. Geburtstag der Eltern zum Beispiel arrangiert sie das gesamte, die gesamte Festivität und alles, was dazugehört. Und sie will aber da auch nicht, dass man sie unterstützt. Sie braucht das wohl für ihr Selbstwertgefühl, schätz ich mal, um hinterher dann auch eben den Dank zu kriegen und die Wertschätzung, weil sie die nicht aus sich selber raus bekommt und findet. (RS 58–77)

Führt man sich den Umfang dieser Passage vor Augen, nimmt die biografische Schilderung der Schwester den bisher größten Raum ein. Als Reaktion auf eine kurze Nachfrage, die keine Erzählaufforderung enthielt, sondern sich lediglich nach dem gegenwärtigen Lebensmittelpunkt der Schwester erkundigte, berichtet Roswitha in aller Ausführlichkeit über die schwesterlichen Lebensverhältnisse. Dabei wird klar, dass die heute erwachsene Schwester nicht nur aus ökonomischen Vernunftgründen bei den Eltern lebt, ein Nesthockerdasein fristet, sondern auch aufgrund eines mangelhaften Ablösungsprozesses vom Elternhaus. Was Roswitha ihrer Schwester vorwirft, ist deren Unselbstständigkeit. Dieser Vorwurf dient ihr zum einen dazu, eine weitere Gemeinsamkeit zwischen sich und ihrem Bruder herzustellen. Sie besteht darin, dass sie beide diesen Ablösungsprozess „schon sehr früh“ vollzogen haben. Zum anderen kann Roswitha mit ihrer Argumentation die eigene Lebensgeschichte, die mit einer frühzeitigen Trennung vom Elternhaus und der Heimunterbringung verknüpft ist, als Autonomieprozess definieren. Damit nimmt Roswitha eine Umwertung vor: Bedeutete die Heimunterbringung zunächst einen Akt der Fremdbestimmung, steht sie jetzt im Zeichen der gewonnenen Unabhängigkeit vom Elternhaus. Somit befindet sich

Roswitha in einer privilegierten Situation. Sie hat als erste der Geschwister die Chance zur Selbstständigkeit ergriffen und genutzt („Ich bin schon sehr früh weggegangen“). Der Bruder nutzte den Beginn seines Studiums zum Auszug aus dem Elternhaus. Die Schwester hingegen hat in dieser Hinsicht bis heute versagt und nicht einmal ihre Ausbildung als Gelegenheit ergriffen, um sich von den elterlichen Bindungen zu lösen.

Roswitha stellt darüber hinaus fest, dass ihre Schwester sich in der elterlichen Familie stark engagiert. Sie trägt zum Beispiel zum sozialen Zusammenhalt der Familie bei, indem sie sich für das familiäre Miteinander einsetzt – sicher in einer Art und Weise, wie Roswitha dies selbst schon aus körperlichen Gründen nicht könnte, aber auch nicht wollte. Über diesen Einsatz bezieht die Schwester ihr Selbstwertgefühl. Sie erntet eine Art von Wertschätzung, die Roswitha durch ihre Familie so wohl nicht bekommen hat. Roswitha schöpft ihr Selbstwertgefühl aus sich selbst. Sie beteuert, dass sie auf Fremdbestätigung nicht in dem Maße angewiesen ist, wie ihre Schwester. Eine ambivalente Feststellung?

I: Und woran liegt das deiner Einschätzung nach? //R: Dass die das alles so macht?// Nein, also dass sie zum Beispiel so wenig Selbstwertgefühl hat. //R: [10 Sekunden Pause] // Also wenn du es zum Beispiel jetzt mal mit dir vergleichst?

R: Also sie ist, wurde eigentlich nie so gefördert von meinen Eltern. Also sie war eigentlich immer in der zweiten Reihe, immer. Seitdem sie 'n Kind war, musste sie immer zurückstecken und immer, ja sie musste immer zurückstecken. Also zuerst war halt ich die Hauptperson. Und als dann mein Bruder geboren war, war's eben dann er. Und sie war halt immer, also sie war gut genug für die Arbeit, die zu tun war und hat aber auch nie 'ne Wertschätzung dafür bekommen von den Eltern, mal 'n Dankeschön oder mal auch 'ne andere Aufmerksamkeit oder mal 'n Geld oder so, ne. Und dann, sie hat halt immer, glaub ich, dass sie halt immer gemeint hat, je mehr sie tut, desto mehr Wertschätzung bekommt sie eben von außen. Ja genau so, so schätz ich das ein. Und dann musste sie halt auch immer so, also sie musste tierisch viel arbeiten, immer. Also sie musste im Haushalt mithelfen, sie musste später dann meine Oma nach 'nem Schlaganfall pflegen und so weiter. Also sie hatte eigentlich nie 'n wirklich eigenes Leben, oder nie 'n wirklich eigenes, auch ein ganz eigenen Bereich. Sie hat halt immer im Haus der Eltern gelebt, hatte auch nie 'ne eigene Wohnung. Jetzt hat sie so 'n kleines, kleines Zimmerchen, mit dem sie sich aber auch nicht richtig identifiziert, weil's eben nur so klein ist in so 'nem Schwesternwohnheim und ich mein, das ist, man kennt es ja, die sind ja wirklich winzig diese Zimmerchen. Und das ist halt gemietet und irgendwie auch nicht so persönlich vom Mobiliar her und so weiter. Als ich, ich mein, jetzt schön langsam kommt sie wohl dahin, dass sie sagt, sie will jetzt mal was Eigenes, und sie fetzt auch oft allein in Urlaub. Und führt halt dann in diesem Urlaub so 'n Leben, wie, wie sie sich dann wohl für ihr normales Leben auch wünschen würde, wo halt nicht jeder dann so weiß, was sie ist und wer sie ist und so weiter, ja. (RS 78–114)

Die Ambivalenz, die Roswitha in die Schilderung der Lebenssituation ihrer Schwester legt, nimmt in dieser Passage eine unvermutete Wendung. Roswitha hat bisher eine Grenze zwischen sich und ihrem Bruder auf der einen Seite und der Gruppe der übrigen Familienmitglieder auf der anderen Seite gezogen. Nunmehr differenziert sie die Position der Schwester im Familiengefüge. Sie liefert Erklärungen für das Verhalten der Schwester, die die Rolle der Eltern in ein ungünstiges Licht rücken und signalisiert ein gewisses Verständnis für die Schwester. Demnach handelt es sich nicht nur um Unwillen und Unfähigkeit, wenn die Schwester nicht nach Unabhängigkeit vom Elternhaus strebt. Die Eltern werden jetzt verantwortlich gemacht für diese Situation. Die Schwester sei von ihnen stets als drittes Rad am Wagen behandelt worden, sie genoss im Vergleich zu Roswitha und ihrem Bruder weniger Aufmerksamkeit. Dabei muss es Spekulation bleiben, woran es gelegen haben mag, dass diese beiden Geschwister zu ihrer jeweiligen Zeit die Hauptpersonen für die Eltern darstellten. Roswitha war die Erstgeborene und aufgrund ihrer Behinderung besonders zuwendungsbedürftig, ihr Bruder ein Nachzügler und der erste männliche Nachwuchs. Zudem hatte Roswitha erwähnt, dass ihre Schwester sozusagen in instrumentalisierender Absicht gezeugt wurde, um sie selbst nicht als Einzelkind aufwachsen lassen zu müssen. Freilich ist dieser Lesart entgegenzuhalten, dass Roswitha schon bald das Elternhaus verlassen musste. Aufgrund der Geburt ihrer Schwester war damit für die Eltern sicher gestellt, dass diese auch nach einer Heimunterbringung kein kinderloses Familienleben führen mussten. Roswitha zeichnet das Bild eines Ersatzkindes, das von den Eltern für Hausarbeiten oder familiäre Pflegeaufgaben eingesetzt wurde, ohne dass ihm dafür die angemessene Anerkennung zuteil wurde. Demnach befand sich die Schwester in einer dauernden Konkurrenzsituation zu ihren Geschwistern im Kampf um elterliche Wertschätzung, eine Auseinandersetzung, bei der die Schwester den Kürzeren zog. Roswitha bedauert ihre Schwester, da es ihr auf diese Weise nie gelang, ein „wirklich eigenes Leben“ in einem eigenen Wirkungsbereich zu führen – ganz im Unterschied zu ihr selbst. Durch den Vergleich ihrer eigenen Lebensführung mit derjenigen ihrer Schwester gewinnt Roswitha den Maßstab, an dem sie den Grad ihrer eigenen Autonomie messen kann. Lediglich die Urlaubsfahrten, die die Schwester alleine unternimmt, geben ihr demnach eine Ahnung von einem Leben in Selbstbestimmung. Dabei fällt auf, dass diese Form der Eigenaktivität, die Roswitha möglicherweise schwerer fallen würde, für sie kein Grund ist, sich gegenüber ihrer Schwester benachteiligt zu fühlen. Vielmehr wertet sie die Urlaubsaktivitäten der Schwester als eine Art zeitlich begrenzter Flucht aus ungünstigen Lebensumständen, in die diese wieder zurückkehren muss. So gelingt es der Schwester bestenfalls, sich ein Stück Autonomie auf Zeit zu erkämpfen, während Roswitha längst selbstständig lebt.

Barriere Elternhaus: Körperkontrollen

Die folgende Nachfrage zielt auf den Wohnort der Eltern und evoziert eine lokale und sozialmilieumäßige Verortung des Elternhauses.

I: Und wo wohnen deine Eltern?

R: Das ist 'n kleines Dorf in Ostbayern, also es ist ganz nah an der ehemaligen Grenze zur DDR. Also wenn schönes Wetter war, konnten wir die Grenze gut sehen, waren vielleicht 6 km Luftlinie oder so und ist ein kleines Dorf, 1200 Einwohner. Also totales Land und das Dorf war früher auch, als ich noch 'n Kind war, sehr geprägt durch die Landwirtschaft, das ist jetzt gar nicht mehr so. Viele Bauern, also viele kleine Bauern ham aufgehört, mein Vater hat dann auch aufgehört vor 'n paar Jahren. Und ist dann noch ein paar Jahre schwarz zum Arbeiten gegangen. Und so ham das viele gemacht. Also sie ham dann im Rahmen von dieser EU-Reform ham se halt dann die Felder stillgelegt und ziemlich viel Geld dafür bekommen, dass also jetzt das Land brach liegt. Das ist ziemlich, also ziemlich traurig, weil der ganze Charakter des Dorfes verlorengegangen ist, dadurch, gell. Ist ziemlich übel, was da passierte. (RS 115–127)

Roswitha beschreibt die dörfliche Randlage ihres Elternhauses an der ehemaligen Grenze zur DDR. Mindestens zwei einschneidende strukturelle Veränderungen haben sich dort im Verlauf ihres Lebens abgespielt: Der Wegfall der Grenze im Jahre 1989/90 dürfte die Lebensbedingungen vor Ort ebenso einschneidend beeinflusst haben, wie der Strukturwandel, der den kleinen selbstständigen Landwirtschaften zunehmend die Existenzgrundlage entzogen hat. Roswitha weist darauf hin, dass der heutige Charakter des Dorfes einem Vergleich mit dem Zeitpunkt ihrer Kindheit nicht mehr standhält. Nicht nur die Lebensbedingungen für Kinder, sondern auch die der dort lebenden Erwachsenen waren einem sozialen Wandel unterworfen, den Roswitha am Beispiel ihres Vaters skizziert. Obwohl persönlich nicht von diesen Veränderungen betroffen, da sich ihr eigener Lebensmittelpunkt seit dem sechsten Lebensjahr woanders befand, stimmt diese Entwicklung Roswitha traurig, was als Hinweis auf eine emotionale Bindung an die Lebenswelt ihrer Kindheit gewertet werden kann.

Die nächste Erzählaufforderung der Interviewerin bezieht sich auf die Empfindungen, die Roswitha heute mit Besuchen in ihrem Elternhaus verbindet. Dabei wird der Gegenwartsbezug, den Roswitha selbst hergestellt hat, aufgegriffen.

I: Wenn du jetzt nach Hause zurückkommst, zu Besuch, wie ist das für dich, erzähl mal!

R: Das ist, also es ist aus verschiedenen Gründen schwierig. Also zum einen sind die ganzen örtlichen Gegebenheiten gar nicht so, dass ich wirklich gut zurecht komme. Das Haus ist überhaupt nicht rollstuhlgerecht, ich hab kein eigenes Zimmer, also schon paar Jahre inzwischen und das merk ich halt, dass mir das sehr, sehr fehlt, also ist halt

irgendwie so überhaupt nicht 'n bisschen persönlich auch das Haus. Es ist auch nicht sehr ökonomisch gestaltet von, was weiß ich, wo sich, wo die Wäsche ist und wo die Sachen sind, also und ich komm halt wirklich eigentlich gar nicht, kaum allein zurecht. Also grad, dass ich allein meine morgendliche Toilette und abends meine abendliche Toilette machen kann, also ich kann mir nicht selber 'n Kaffee kochen, ich kann mir nicht selber was zum Essen machen und so weiter, also es ist sehr, sehr schwierig. Dann bin ich halt relativ kontrolliert, fast die ganze Zeit, indem ich halt da nicht so gut zurecht komm', brauch ich halt immer wieder auch Handgriffe. Das fängt schon an, beim Licht an- und ausmachen, ich kann noch nicht mal 'n Licht an- und ausmachen, weil die Schalter zu weit oben sind. Und das ist alles sehr, sehr schwierig. Ja, sonst also, ich mein, es ist nicht so, dass ich nicht gerne dorthin fahre, ich fahr schon gern hin, doch, trotzdem. Ich kann mir halt, es ist halt insgesamt anstrengender, weil ich mich, weil ich mein ganzer Bewegungsablauf viel umfangreicher ist als hier bei mir. Und deswegen versuch ich das immer auf 'ne bestimmte Zeit nur zu begrenzen. Also das höchste der Gefühle ist eine Woche, länger kann ich da auch nicht bleiben, weil's mich körperlich auch zu sehr anstrengt dann. Ja. Was jetzt 'ne Erleichterung ist, jetzt ham sie vor, ich glaub ein oder zwei, ja vor einem Jahr so was, ham sie 'ne, ham sie im oberen Stockwerk noch 'n Badezimmer eingebaut und das ist schon sehr erleichternd für mich, weil ich jetzt eben oben mich dann komplett fertig machen kann und dann erst runtergehe. Aber der Rollstuhl zum Beispiel steht immer vor der Tür, also der ist nie im Haus, weil eben vier Stufen am Eingang sind und das ist halt alles immer 'n ziemlicher Aufwand dann so. Genau. (RS 128–156)

Roswitha beginnt mit einer evaluierenden Bemerkung. Besuche in ihrem Elternhaus gestalten sich heute aus mehreren Gründen schwierig. Zunächst thematisiert sie die Schwierigkeiten, sich in der elterlichen Umgebung frei bewegen zu können. Da das Haus nicht rollstuhlgerecht ist, bedeuten Elternbesuche für Roswitha eine situative Einschränkung ihrer Mobilität. Darüber hinaus bedeuten diese Besuche aber auch eine Einschränkung ihrer gewonenen Unabhängigkeit. So fehlen beispielsweise angemessene Rückzugsmöglichkeiten, wie etwa ein eigenes Zimmer. Die Tatsache, dass dies inzwischen „schon ein paar Jahre“ so ist, heißt möglicherweise, dass Roswitha ihr früheres eigenes Zimmer mittlerweile aufgeben musste. Insofern wäre der heutige Aufenthalt im Elternhaus für sie mit noch stärkeren Einschränkungen verbunden, als es vielleicht schon einmal gewesen ist. Dass Roswitha sich heute in ihrem eigenen Elternhaus nicht wiederfindet, darauf weist ihre Bemerkung hin, dass es „überhaupt nicht 'n bisschen persönlich“ für sie ist. Sie betont, dass die Gestaltung des Alltags in ihrem Elternhaus ebenfalls in keiner Weise auf ihre Bedürfnisse abgestimmt ist. Stattdessen ist das Haus offenbar in einer Weise organisiert, die ihr immer wieder ihre Abhängigkeit von fremder Hilfe demonstrativ vor Augen führt. Diese Abhängigkeit reicht bis in Bereiche der alltäglichen Lebensführung hinein und findet erst an der unmittelbaren Intimsphäre eine gewisse Grenze.

Roswitha empfindet diese Situation als Form der sozialen Kontrolle. Offen bleibt dabei, worin sie die Gründe für diese schwierige Situation ausmacht. Sie richtet keinen offenen Vorwurf an die Adresse ihrer Eltern oder ihrer Schwester. Die genannten Beispiele für das erzwungene Angewiesen-sein auf Hilfe von außen legen jedoch den Gedanken nahe, dass die Situation mit etwas gutem Willen und vertretbarem Aufwand auch in ihrem Sinne geändert werden könnte.

Zusammenfassend betont Roswitha, dass diese Besuche für sie „insgesamt anstrengender“ und umständlicher sind, als sich in ihrer vertrauten Umgebung, die alltagsorganisatorisch und praktisch auf ihre Bedürfnisse abgestimmt ist, zu bewegen. Dennoch möchte Roswitha dem Eindruck entgegenzutreten, dass dieser notgedrungene Verzicht auf Unabhängigkeit auch mit einer emotionalen Distanz zu ihrem Elternhaus verbunden ist. Sie unterstreicht, dass sie trotz dieser Umstände „gerne dorthin“ fährt.

Damit sendet Roswitha ein ambivalentes Signal. Sie vermittelt einerseits, dass es sich um rein körperlich bedingte Anstrengungen und Aufwände handelt, die durch die mangelnde Ausrichtung des Elternhauses auf ihre physischen Bedürfnisse bedingt sind. Andererseits deutet sich aber auch eine Kritik an einer mangelnden elterlichen Empathiebereitschaft an, da es offensichtlich nur geringe Anstrengungen gibt, ihr entgegenzukommen. Veränderungen, wie der Einbau eines neuen Badezimmers, scheinen Roswitha eher zufällig zugute zu kommen. Denn diese bauliche Maßnahme hat ihr zwar die Möglichkeit geschaffen, sich selbstständig sanitär zu versorgen, jedoch lag die primäre Absicht dieses Umbaus offensichtlich nicht darin, ihre Situation zu verbessern, denn eine günstigere Zugangsmöglichkeit mit dem Rollstuhl steht ihr deswegen noch nicht zur Verfügung.

Roswitha zieht aus dieser Situation nicht die Konsequenz Überzeugungsarbeit zu leisten, sondern reagiert mit einer souveränen Entscheidung: Sie selbst begrenzt die Besuchsaufenthalte bei ihren Eltern auf höchstens eine Woche. Damit kontrolliert sie die äußeren Rahmenbedingungen und erhält sich somit ein Stück Handlungssouveränität.

Roswitha spricht in diesem Abschnitt auf der manifesten Ebene über baulich und organisatorisch bedingte Barrieren, die den Alltag in ihrem Elternhaus bestimmen und ihre Unabhängigkeit während der Zeit ihrer Besuche einschränken. Ungeklärt bleibt dabei, in welcher Weise sich diese Situation auch in ihrem Verhältnis zu den Eltern niederschlägt. Die nächste Erzählaufforderung zielt auf diese, von der Interviewerin wahrgenommene latente Ebene des bisher Gesagten:

I: Und wie ist das, wenn du heimkommst, die Beziehung zu deinen Eltern, kannst du da was erzählen?

R: Die Beziehung zu meinen Eltern ist ok. Also ich hab 'ne gute Beziehung zu meinen Eltern inzwischen und das ist auch der Grund, weshalb ich gerne hinfahr'. Also ich

möchte nicht jetzt sagen, dass ich gar nicht mehr hinfahren will, weil das eben jetzt so und so ist, und das ging die ganzen Jahre halt gut und ich, meine Eltern wissen auch, dass ich eben nicht lange bleiben kann aufgrund dessen was ich vorhin schon gesagt hab. (RS 157–163)

Roswitha bewertet die Beziehung zu ihren Eltern als „inzwischen“ gut. Damit zeigt sie, dass sie selbst sich mit der schwierigen Situation mittlerweile abgefunden hat und die Eltern sich mit ihrer Entscheidung, Besuche zeitlich klar zu begrenzen, ebenso abgefunden haben. Auf der Basis dieser wechselseitigen – und eher stillschweigenden – Übereinkunft, gelingt es Roswitha, die Besuche emotional positiv zu besetzen.

Zusammenfassend betrachtet berechtigt der bisherige Interviewverlauf zu der These, dass der Diskurs der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit, den Roswitha bislang in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen stellt, nicht entlang ihrer körperlichen Schädigung geführt wird, sondern entlang ihrer Beziehungen zu Eltern und Geschwistern, zur räumlichen Umgebung des Elternhauses sowie zu ihren eigenen Lebensmittelpunkten, die sich zwischen ihrer Heimunterbringung und ihrer eigenen Wohnung bewegen.

Die Mutter im Blick: Kommunikationsbarrieren

Nachdem die Erzählaufforderung, die sich auf das heutige Verhältnis zu den Eltern bezog, zu wenig mehr als einer resümierenden Evaluation geführt hat, versucht die Interviewerin im Folgenden sich noch einmal durch eine Nachfrage zu erkundigen. Dabei wechselt sie die Zeitebene und fragt nach dem Verhältnis zu den Eltern während der Kindheit, wobei nun gleich eine Differenzierung zwischen Vater und Mutter eingefordert wird. Dies ist ein inhaltlicher Impuls von Seiten der Interviewerin, der auf keinen offensichtlichen textimmanenten Bezugspunkt verweist.

I: Wenn du an deine Kindheit zurückdenkst, gab es da eine engere Beziehung zu deinem Vater oder zu deiner Mutter – wie war denn das?

R: Eher zu meinem Vater. Also die Beziehung mit meinem Vater war eigentlich schon seit jeher immer 'n bisschen enger. Wobei ich auch sagen muss, dass es inzwischen zu meiner Mutter auch 'n bisschen besser geworden ist, so in den letzten fünf, sechs Jahren, hat sich das Verhältnis zu meiner Mutter sehr gebessert. Also ich versteh sie inzwischen besser, ich mein, ich bin auch älter geworden, bin nicht mehr ganz so stur wie früher und so, ja. Also es ist besser geworden. (RS 164–170)

Roswitha differenziert nun, wie aufgefordert, zwischen Vater und Mutter. Sie beschreibt das Verhältnis zum Vater als seit jeher enger, ohne an dieser Stelle eine Belegerzählung dafür zu liefern. Das Verhältnis zur Mutter ist ihr hingegen mehr Worte wert. Hob sie in Bezug zu ihrem Vater die kontinuier-

liche Qualität der Beziehung hervor, ist das Verhältnis zur Mutter durch eine Entwicklung zum Besseren hin gekennzeichnet. Zurückzuführen ist diese Besserung auf Veränderungen, die mit ihrer eigenen Person zu tun haben, ihrer Mutter billigt sie dabei keinen Anteil zu. Roswitha charakterisiert sich selbst als „stur“ – eine Sturheit, die mit zunehmendem Alter abnahm, was ihr mittlerweile die Möglichkeit eröffnet, ihre Mutter besser zu verstehen. Auch hier fehlt wieder jeglicher Hinweis auf mütterliches Empathievermögen, die Qualitätsverbesserung der Beziehung zwischen Mutter und Tochter hängt offensichtlich allein von Roswitha ab.

Trotz wiederholter Erzählaufforderungen verharnt Roswitha bei den Fragen nach dem Verhältnis zu den Eltern auf der Ebene der Kommentierung. Dies fällt umso mehr auf, als im Folgenden eine weitere eindringliche Erzählaufforderung zu keinem Resultat führt.

I: Kannst du da mal ein konkretes Beispiel erzählen, wo du sagst: Da haben wir uns nicht verstanden? //R: Hm.// Es ist egal, ob das jetzt konkrete Sachen im Alltag waren oder die gefühlsmäßige Ebene.

R: [10 Sek. Pause] Hm. [weitere Pause] (RS 171–175)

So bleibt unklar, auf welche Aspekte des Verhältnisses zur Mutter sich die Verständnislosigkeit Roswithas bezog und in welcher Hinsicht inzwischen eine Besserung eingetreten ist. Die Interviewerin behilft sich im Folgenden mit einer Nachfrage, die die persönliche Beziehungsebene verlässt und das gesamte Familiensystem einbezieht. Dabei wird nicht nur auf die emotionale Ebene zwischen den Familienmitgliedern Bezug genommen. Vor allem werden die innerfamiliären Kommunikationsstrukturen angesprochen. Diese Form der Fragestellung erweist sich als wahrer Eisbrecher. Roswitha beginnt mit einer längeren Erzählsequenz, in deren Verlauf nicht nur zahlreiche Facetten ihres Verhältnisses zur Mutter, sondern auch deren eigene Biografie ausbreitet wird.

I: Also ist in eurer Familie zum Beispiel bei allen Geschwistern, wie war so die emotionale Beziehung zu den Eltern. Hat man da zum Beispiel über Probleme, über Sorgen, über Freuden geredet, also ob es in der Pubertät ist oder in der Kindheit?

R: Genau, jetzt fällt mir was ein, also ich hab's immer sehr, sehr bedauert, dass meine Mutter, dass ich mit meiner Mutter eigentlich nie so über wirklich ganz intime Sachen reden konnte. Was weiß ich, wenn ich verliebt war, oder wenn ich, als ich meine erste Periode bekam und solche Geschichten, das hab ich immer, das hat mir immer ziemlich wehgetan. Und ich hab mir immer gewünscht, 'ne andere Mutter zu haben und gedacht, ich hätt' gern eine, mit der ich wirklich über alles reden kann. Und das war aber schon immer, oder seit jeher so, also dass man mit der Mama nie über irgendwelche Probleme oder irgendwelche anderen Dinge, sei es noch so belanglos reden konnte, also in dem Sinn, dass man's dann auch ausdiskutiert und sich irgendwie einigt. Oder

dass sie halt dann sagt, nein, ich möchte aber, dass das so und so läuft aus diesen und jenen Gründen. Also was weiß ich, im Rahmen von 'nem Erziehungskonzept oder so in dem Stil. Und das hab ich immer sehr, das fand ich immer furchtbar irgendwie so. Dass es, dass das nie möglich war, auch mit, also die anderen Geschwister war das auch so. Also man kann mit meiner Mutter nicht reden. Also nicht, nicht längere Gespräche, egal über was, sei es über Geld oder über, über irgendwelche Investitionen oder über Gefühle oder über Freundschaften, egal, ganz wurscht. Also das war, also wenn sie wirklich gut drauf war, dann konnte man's wohl anfangen so 'ne Gespräch und irgendwann kam dann so 'n Punkt, wo sie gesagt hat, ach mach doch was du willst. Und damit war dann das Gespräch beendet. Und das hat nie lange gedauert, also ich hab immer wieder Versuche auch gestartet und hab immer versucht, ihr auch Sachen zu erklären, warum ich irgendwie das so und so brauche, oder weshalb ich das so und so wünsche, mir das so und so wünsche oder, also es war ganz egal. Und irgendwie war's dann so, dass sie halt das nie, also sie hat sich erstens gar nicht angehört und zweitens hatte sie auch gar keine eigene Meinung dazu. (RS 176–204)

Für Roswitha war die Tatsache schmerzhaft, dass ihre Mutter offenbar nie in dem Maß zur Vertrauensperson wurde, wie sie sich das gewünscht hätte. Dabei nimmt sie Bezug auf Themen, die mit ihrer Pubertät relevant wurden. Demnach war es für Roswitha nicht möglich, sich mit ihrer Mutter über das eigene Gefühlsleben auszutauschen. Aber auch als sachliche Informantin, was die Fragen körperlicher Veränderungen im Zuge ihres Heranwachsens zur jungen Frau anbelangt, stand die Mutter nicht zur Verfügung. Roswitha hat sich „immer“ gewünscht, dass dies anders wäre. Obwohl Roswitha in dieser Zeit bereits lange Jahre außerhalb des eigenen Elternhauses gelebt hat. Ihrer Mutter mangelte es an Offenheit und Zugänglichkeit ebenso wie an allgemeiner sozialer Kompetenz und Konfliktfähigkeit – denn Roswitha verallgemeinert diese Schwierigkeiten, die sie ihrer Mutter attestiert. Es sind nicht nur ihre besonderen altersspezifischen intimen Themen, sondern „irgendwelche“ Probleme, mit denen nicht nur Roswitha, sondern „man“ nicht zur Mutter kommen konnte.

Offenbar war die Mutter aber nicht nur in emotionaler Hinsicht keine Vertrauensperson, sondern darüber hinaus auch keine Autoritätsperson, deren Entscheidungen für die Kinder handlungsleitend gewesen wären. Dabei zeichnet Roswitha das Bild einer Mutter, die sich in Bezug auf ihre Kinder nur unzureichend engagiert und ihnen und ihren Anliegen nur begrenzt Aufmerksamkeit zollt. Roswitha stellt ihrer Mutter rückblickend und zusammenfassend ein schlechtes Zeugnis in Sachen Erziehungskompetenz aus, wovon wohl alle Geschwister gleichermaßen betroffen waren. In diesem Kontext fällt auf, dass Roswitha im Gegensatz zum Beginn des Interviews hier keine Differenz zwischen den Geschwistern zieht.

R: Und es war schon ziemlich schmerzhaft so, also wenn du 'n Kind oder Jugendliche bist. Und heute denk ich halt, also sie hat 'ne, also sie selbst hat auch 'ne ziemlich schlimme Kindheit und Jugend gehabt. Ihr Vater hat sich umgebracht und innerhalb ihrer Familie gab's auch ziemlich viele Probleme, und des, also deswegen denke ich, dass sie heute auch so is, wie sie einfach is. Dass sie halt nicht in der Lage ist, sie kann's einfach nicht, es tut ihr dann selber zu sehr weh, da wirklich auch mal genauer hinzuschauen weshalb und wieso. Manche Dinge sie einfach auch ablehnt oder anders haben will, so. Oder weshalb es ihr auch schwer fällt, die Eigenarten von anderen Leuten auch wirklich mal zu akzeptieren und dass sie halt auch so akzeptiert ist, wie sie eben ist. Und ich hab schon das Gefühl, dass es eben, dass mir das heute besser gelingt als früher vor, was weiß ich, ich bin jetzt sechsunddreißig. Also vor zehn Jahren oder so war das, also hätt' ich das heut, hätt' ich das so noch nicht gesagt, bin ich mir sicher. Also ich hab einfach auch mehr Verständnis für sie gewonnen in den Jahren jetzt, seitdem ich hier auch mir mein eigenes Reich so aufgebaut hab und das fand. Also da konnt' ich jetzt auch mehr Verständnis aufbauen für sie und ihre ganze Situation, wie das halt einfach, wie schlimm das auch für sie gewesen sein muss, so früh den Vater zu verlieren. Und auch als, eigentlich ähnlich wie bei meiner Schwester als Kind und Jugendliche auch schon so wahnsinnig viel arbeiten zu müssen und eigentlich gar keine richtige Jugend auch zu haben. Und dann schon von, von daheim weg in so 'n in, so 'n, in so 'n Haushalt zu kommen, wo dann auch die Mutter, also ihre Schwiegermutter praktisch mehr, das Wort ihrer Schwiegermutter mehr Gewicht hatte als ihr eigenes. (RS 206–227)

Aus ihrer heutigen Sicht liefert Roswitha eine Erklärung für das Verhalten ihrer Mutter. Sie sieht den Grund in deren schwieriger Kindheit und Jugend und nicht in den Schwierigkeiten, die die Mutter möglicherweise mit der Tatsache hatte, ein Kind mit einer Behinderung bekommen zu haben. Roswitha führt ihren Großvater mütterlicherseits ein, der sich in einem problembelasteten Familienumfeld umgebracht hat, ohne dass sie darüber nähere Angaben macht. Für Roswitha liegt darin der Grund, weshalb ihre Mutter klärenden Gesprächen aus dem Weg geht, weshalb sie davor zurückscheut, sich mit Problemen zu konfrontieren. Als Vertrauensperson für die eigene Tochter, beziehungsweise die eigenen Kinder zur Verfügung zu stehen, hieße auch, sich deren Probleme, seien sie harmloser oder gewichtiger Natur, anzunehmen und ihnen gegebenenfalls mit Rat und Tat beizustehen.

Roswitha portraitiert ihre Mutter in dieser Interviewpassage aus ihrer heutigen Sicht. Bei ihren Überlegungen handelt es sich um das Resultat einer langjährigen Auseinandersetzung mit den Eigenheiten ihrer Mutter. Voraussetzung für diese verstehende Sicht der Mutter, die sich Roswitha heute zugelegt hat, war wiederum ihre eigene Selbstständigkeit. Denn sie lokalisiert ihren Meinungswandel in Bezug auf die Mutter sowohl örtlich als auch zeitlich: Es ist ihr „eigenes Reich“, das sie sich selbst aufgebaut hat und das die Bedingungen schuf, die Lebensumstände der Mutter nachvollziehen zu können. Dabei entdeckt sie eine Parallele zwischen ihrer Mutter und ihrer

Schwester. Beide haben gemein, dass sie unter ungünstigen familialen Rahmenbedingungen aufgewachsen sind. Von beiden wurde ein familiales Engagement verlangt, dass ihnen „gar keine richtige Jugend“ erlaubte – im Gegensatz zu Roswitha selbst, denn sie hat sich, bedingt durch den frühen, wenn auch zunächst unfreiwilligen Auszug aus dem Elternhaus, den häuslichen Pflichten entziehen und damit über eine Basis für ihre eigene Jugend verfügen können. Während dies für Roswitha ein Schritt in Richtung Selbstständigkeit bedeutete, interpretiert sie die Lebensumstände ihrer Mutter, die ebenfalls von ihrem ursprünglichen zu Hause fort musste, anders: Die Mutter kam nach dem Selbstmord ihres Vaters unter die Fittiche ihrer Schwiegermutter – kein Abstand also zu familialen Verstrickungen. Hier fügt Roswitha ihrem eigenen Kampf um Unabhängigkeit ein weiteres Argument hinzu. Der Heimaufenthalt bedeutete nicht nur einen bloßen Ortswechsel, sondern die Befreiung von der elterlichen Bevormundung – wohingegen ihre Mutter vergleichsweise weiter unter dem Pantoffel ihrer Schwiegermutter stand.

Die behinderte Tochter I: Tabu Körper

Roswitha hat bisher lediglich ihre eigenen Bedürfnisse und diejenigen ihrer Geschwister thematisiert und die Kommunikationsschwierigkeiten der Mutter auf deren Lebensumstände projiziert. Dabei brachte sie ihren eigenen Körper bisher lediglich unter den Vorzeichen des Heranwachsens als Mädchen zur Sprache, während sie auf die besonderen Umstände ihrer Geburt und der damit einhergegangenen körperlichen Schädigung bislang nicht eingegangen ist.

R: Also es war, also es war 'ne schlimme Zeit für sie auch, als ich noch 'n Kind war mit der schweren Behinderung, das erste Kind, es muss wirklich schwer gewesen sein für sie, bin ich mir ziemlich sicher. Und das zum Beispiel auch immer, was ich mir sehr gewünscht hab, dass ich mal mit ihr drüber rede, wie das für sie gewesen ist, als ich geboren war und so weiter. Das war nie möglich, bis heute nicht.// I: Also blockt sie das dann ab?// Ja. Also da is kein, is nie, also das ist nicht möglich, beziehungsweise nur ansatzweise so. Also ich denke jetzt, sie sieht jetzt wirklich auch, dass ich, dass ich mein Leben, dass ich mein Leben im Griff hab, so. Dass ich also 'n Beruf ausübe, dass ich 'ne, 'ne schöne Wohnung hab und dass ich das auch gut pflege und versorge alles und dass ich das auch, also dass auch mein Leben organisiert ist so und dass sie da auch sich keine Sorgen mehr zu machen braucht. Und deswegen denk ich, hat sie jetzt auch da zu mir 'n entspannteres Verhältnis, dass man auch eher mal was reden kann. Aber es is immer noch eigentlich nur in Ansätzen möglich. Also dass man wirklich so mal sagt, so, dass ich sie mal frage, ja wie war 'n das damals für dich, das weiß ich nicht, ob das jemals möglich sein wird. Aber ich bin auch inzwischen so weit, dass ich sag, das muss nicht unbedingt sein. Also ich möchte ihr nicht unnötig wehtun, indem ich

sie das frage. Und deswegen, denk, also ich glaub halt, dass wenn's denn sein soll irgendwann mal, dann ergibt sich das auch. Und dann, dann stimmt auch mal die, die Atmosphäre, und ich denke ansatzweise kann ich ihr's auch schon sagen, was weiß ich, in 'nem anderen Zusammenhang oder dass man mal, einfach mal eine Äußerung tut, wo sie dann eben spürt, ja, das sagt sie jetzt wirklich vom Herzen auch, und das ist dann auch ok für sie. Da muss dann nicht 'n großes Gespräch und 'ne Riesendiskussion außenrum geführt werden, sondern einfach, dass man mal sagt, du, das ist schon in Ordnung so, wie's ist, zum Beispiel. (RS 227–252)

Nunmehr entwirft sie zum ersten Mal von sich das Bild eines Kindes mit einer schweren Behinderung. Die Geburt ihres ersten Kindes muss für die Mutter „schwer gewesen“ sein. Es handelt sich dabei allerdings nicht um die in der Familie vorherrschende Lesart. Roswitha ist in dieser Frage ganz auf ihr eigenes Vorstellungsvermögen angewiesen. Denn über dieses Thema, nämlich welche Bedeutung die Geburt Roswithas für ihre Mutter gehabt hat, kann mit der Mutter nicht kommuniziert werden: „Das war nie möglich, bis heute nicht“. Es handelt sich um ein Tabuthema zwischen den beiden. Sie kann sich nicht erklären, weshalb die Mutter von Roswithas Unabhängigkeit nicht profitiert. In dem Maße, wie Roswitha sich Stück für Stück alltagsorganisatorische Unabhängigkeit erkämpft hat und ihre Autonomie praktisch unter Beweis stellt, müsste sich doch auch die Mutter entlastet fühlen. Aber auch das neu gewonnene entspanntere Verhältnis bedeutet noch nicht, dass die Tabuisierungen zwischen Mutter und Tochter aufgehoben wären, bestenfalls sind erste Ansätze in diese Richtung zu verzeichnen. Roswitha hat für sich inzwischen einen Modus Vivendi gefunden. Sie übt von sich aus keinen Druck mehr auf die Mutter aus, das Tabu aufzubrechen und damit ihr Verhältnis in dieser Hinsicht zu klären. Stattdessen hat sie sich eine Gelassenheit zugelegt, die es ihr erlaubt, günstige Gelegenheiten zu klärenden Gesprächen abzuwarten.

Worum geht es Roswitha? Sie möchte Ihrer Mutter vermitteln, dass „es schon in Ordnung“ ist, „so, wie es ist“. Das heißt, Roswitha sucht in ihrem Verhältnis zur Mutter längst nicht mehr nach Erklärungen, wie „es“ (ihr Dasein als Mensch mit einer Behinderung) dazu kommen konnte, dass „es so“ gekommen ist, sondern sie sucht in ihrer Mutter die Vertrauensperson, die sie für ihr *eigenes* Leben braucht. So fällt es ihr auch schwer zu spüren, dass ihr Leben, das für sie eine Erfolgsstory in Sachen gewonnener Autonomie darstellt, von ihrer Mutter insofern keine Anerkennung findet. Sie kann sich gegenüber Roswitha nicht öffnen und damit ihre eigenen Schuldgefühle begraben. Der Mutter bleibt Roswithas Leben – zumindest die Bedeutung, die es für Roswitha gewonnen hat – letztlich verborgen.

Die behinderte Tochter II: Das aberkannte Geschlecht

Die nächste Nachfrage stellt einen gewissen Bruch in der Kommunikation zwischen Interviewerin und Roswitha dar. Die Interviewerin erkennt nicht, dass die Rahmenbedingungen, die sich Roswitha geschaffen hat, ihr selbst zwar eine größere Gelassenheit im Umgang mit ihrer Mutter und einen verstehenden Zugang zu deren Lebenserfahrungen verschafft haben, dass dies aber umgekehrt für die Mutter nicht gilt. Allerdings führt dieses Missverständnis nicht zu einer schwerwiegenden Irritation, da sich die Frage als eine vertiefende Nachfrage zum kommunikativen Austausch zwischen Mutter und Tochter entpuppt und insofern keinen neuen inhaltlichen Impuls seitens der Interviewerin darstellt, sondern sich auf bereits Angesprochenes bezieht.

I: Du hast jetzt mehr über Organisationsaspekte gesprochen, die deine Mutter beruhigen, also die Rahmenbedingungen, der Beruf und die Wohnung, aber spricht sie mit dir beispielsweise auch über Partnerschaft, über Wünsche, die in Richtung Partnerschaft, Familie oder sonst was gehen?

R: Nein, das war nie 'n Thema zwischen uns, nie. Also das ist für sie kein Thema. Ich bin keine Frau im klassischen Sinn, die was weiß ich heiratet oder 'n Kind bekommt oder, oder oder auch nur 'ne Sexualität ausübt oder hat. Das war also, sie hat wohl jetzt die ganzen Jahre meine Schwester beknielt, dass sie sich irgendwie verbindet und Kinder bekommt, sie hätte, wär wohl gerne Oma. Und jetzt hat sie's wohl bei meiner Schwester eben aufgegeben und jetzt ist mein Bruder dran, das hat er neulich erzählt. Aber bei mir hat sie das nie gemacht, nie. //I: Also umgeht sie das Thema auch oder? / Es ist für sie keins, glaub ich. Oder sie vermeidet's einfach, es ist für sie uninteress-, oder wie soll ich sagen, also das geht sogar so weit, dass meine Schwester, meine Tante – meine Schwester hat mal zu meiner Tante gesagt, sie soll mich doch davon abbringen, dass ich ein Kind bekäme. Also das war auch ein Thema bis vor ungefähr einem, von 'nem guten Jahr, da hat ich ja noch 'nen Freund, mit dem war ich dreieinhalb Jahre zusammen und da war das ein Thema, dass ich durchaus auch überlegt hab, mit ihm zusammen ein Kind zu bekommen. Und da hat sie wohl auch entweder vorher oder während dieser Zeit, das weiß ich nicht, eben versu-, zu meiner Tante gesagt, sie möchte mich doch dahingehend überzeugen, dass das nicht so gut ist, wenn ich ein Kind bekäme. Der ganze Stress und so weiter und so fort. Und meine, bei meiner Mutter, die hat das nie, also wenn, dann hab ich das immer von mir aus gesagt, dass das durchaus auch möglich sein kann, dass ich 'n Kind bekomme. So. //I: Und wie hat sie da drauf reagiert? // Das weiß ich gar nicht mehr, also weiß ich gar nicht mehr, ich glaub, sie hat das, ich glaub, sie hat's irgendwie gar nicht richtig wahrnehmen wollen. Aber ich könnt's jetzt gar nicht so genau sagen, wie sie reagiert hat. Hm. Ich weiß es nicht mehr. (RS 253–287)

Roswitha verdeutlicht hier, dass die Mutter nicht nur ihre Lebensführung nicht nachzuvollziehen vermag, sondern auch ihre Geschlechtsidentität und

Sexualität ignoriert. Die Tatsache, dass Partnerschaft, Familiengründung und Sexualität nie ein Thema zwischen Mutter und Tochter waren, hängt damit zusammen, dass die Mutter ihr den Status als Frau mit einer eigenen Sexualität nicht zuerkennt und nie zuerkannt hat. Interessant dabei ist, dass Roswitha hier eine zweideutige Formulierung gebraucht: „Ich bin keine Frau im klassischen Sinne“ – heißt einerseits, dass ihre Mutter sie so sieht, andererseits dass diese Formulierung aber auch Roswithas subjektiver Sichtweise entspricht.

Dennoch sprechen die beiden Frauen hier nicht die gleiche Sprache. Während ihre Mutter die Abweichung von der klassischen Norm als Defizit ansieht (und entsprechend ausschließlich Roswithas Geschwister bedrängt, ihre Geschlechterrollen im klassischen Sinn auszufüllen), liegt in Bezug auf Roswitha der Gedanke nahe, dass es sich um die selbstbewusste Reklamierung eines alternativen Geschlechtsrollenverständnisses handelt. Roswithas Mutter behandelt sie und ihre Schwester mit zweierlei Maß. Während sie die Schwester „bekniet“, die klassische Frauenrolle auszufüllen, hat sie dies Roswitha nie zugetraut. Im wirklichen Leben weichen beide Töchter von den an sie herangetragenen normativen Erwartungen ab.

Während Roswithas Partnerschaft und Sexualität für die Mutter „kein Thema“ und damit „uninteressant“ ist – die Mutter hat diese Optionen nie „wahrgenommen“ –, erkennt ihre Schwester in Roswitha sehr wohl eine Frau mit potenzieller Sexualität. Während sich die Mutter durch ihre ignorante Haltung das Thema im wahrsten Sinne des Wortes vom Leib halten kann, wird die Tochter [Roswithas Schwester] aktiv: Sie versucht zu intrigieren und einen eventuell entstehenden Kinderwunsch zu hintertreiben. Das geschieht über eine Tante – ein weiterer Hinweis darauf, dass die Mutter sich dem Diskurs Gender und Sexualität in Bezug auf Roswitha gänzlich verweigert. Roswitha kann sich nicht daran erinnern, wie die Mutter auf ihre Versuche reagierte, klarzustellen, dass sie durchaus körperlich in der Lage wäre, ein Kind zu bekommen und sie damit auch eine reale Option auf Mutterschaft besäße. Sich in dieser Hinsicht verständlich machen zu können, hätte jedoch zur Voraussetzung, Geschlechtlichkeit zuerkannt zu bekommen. Dies ist bei Schwester und Tante der Fall, bei ihrer Mutter nicht.

I: Mit wem besprichst du dann zum Beispiel Pläne, was Partnerschaft, Familie, Kinderwunsch und so was anbelangt? Hast du da jemanden, wo du auch das Gefühl hast, ja, mit dem, mit der kann ich bestimmte Themen auch eher besprechen als vielleicht mit den Eltern?

R: Ja, das mach ich mit Mitschü-, mit Freundinnen, mit Freundinnen mach ich das. Also in der Verwandtschaft eigentlich gar nicht mehr, schon lange nicht mehr. Mit meiner Mutter hab ich aufgehört, über solche Dinge zu reden, da war ich, wie alt war ich denn da? Zwölf oder so. Seitdem hab ich das nicht mehr mit ihr besprochen. (RS 288–298)

Die Passage belegt, dass sich Roswitha nicht in einer isolierten Position befindet. Sie verfügt über Gelegenheiten, sich über die sie interessierenden Fragen bezüglich Partnerschaft, Sexualität und Kinderwunsch auszutauschen. Roswitha beschreibt – und damit bestätigt sie jüngere empirische Untersuchungen zur Sexualforschung Jugendlicher³ – die Bedeutung von Peers und engen Freundinnen, wenn es darum geht, altersentsprechende Gefühlslagen und Probleme zu diskutieren und Informationsbedürfnisse zu befriedigen. Die Mutter spielt in dieser Hinsicht für Roswitha seit Beginn ihrer Pubertät keine Rolle mehr. Was Roswitha an ihrer Mutter vermisst, ist deren Bereitschaft zuzuhören, sich ihr gegenüber zu öffnen und so zu einer Vertrauensperson zu avancieren. Roswitha liefert dazu eine Belegerzählung:

R: Ich hatte damals ein Erlebnis mit ihr. Mhm, das war in Neustadt, als ich dort im Heim gewesen bin, und da war ich zwölf oder so, elf oder zwölf, und da hatte ich einen Brieffreund und er ist blind. Und ich war ganz begeistert von dieser Freundschaft und hab mir also Liebe und solche Sachen, das existierte noch gar nicht in meinem Kopf und auch in meinem Herzen. Und dann hab ich ihr das erzählt, dass ich eben diesen Brieffreund habe, und da sagte sie drauf, wie der mich denn schieben solle, wenn wir verheiratet wären. Und da hab ich gemerkt, dass sie das überhaupt nicht kapiert, was in mir vorgeht, was in mir, also was, was ich einfach fühle und von da an hab ich meiner Mutter nie mehr erzählt, wenn ich verliebt war oder wenn ich Liebeskummer hatte. Ich meine, sie hat das schon mitgekriegt mit meinem Freund zum Beispiel, aber sonst hab ich da nie, also von mir aus hab ich da nie irgendwas erzählt, weil mir das viel, das hat mir so wehgetan, was sie da gesagt hat, dass ich gedacht hab, ne das möchte ich einfach nicht. Und dann hab ich das aufgehört. (RS 298–309)

Roswitha erzählt von einer Erfahrung, die für sie der Auslöser war, die Mutter zukünftig nicht mehr ins Vertrauen zu ziehen, wenn es um Themen wie Liebe oder Partnerschaft und ihren gesamten Gefühlshaushalt ging. Die Mutter kann die Situation, in der sich ihre pubertierende Tochter hier befindet, gar nicht erkennen, da sie ihre Tochter nicht in der Kategorie *heranwachsende sexuelle Frau* verortet. So vermag sie die begeisterte Erzählung ihrer Tochter auch nicht als Vertrauensbeweis zu verbuchen, sondern lediglich als Ausdruck einer verkannten Realität. Der Vorwurf, die jeweils für sich reklamierte Wirklichkeit nicht zu sehen, beruht dabei auf Gegenseitigkeit. Während die Mutter mit ihrer Bezugnahme auf den Behinderungsdiskurs der Tochter vorhält, dass diese einer völligen Fehleinschätzung ihrer Situation unterliegt, macht Roswitha ihrer Mutter den Vorwurf, ihre noch kindliche Begeisterung für einen Jungen damals gänzlich falsch eingeordnet zu haben. Dadurch habe sie jegliches Einfühlungsvermögen vermissen lassen, was für Roswitha eine überaus schmerzliche Erfahrung darstellte.

3 Vgl. Dannenbeck/Stich (2002).

Während die Mutter Roswitha als behindertes asexuelles Wesen interpretiert, entwirft Roswitha sich selbst in dieser Passage als heranwachsendes Mädchen, das gerade damit beginnt, ihre sexuelle Orientierung zu entwickeln. Diese beiden einander ausschließenden Identitätskonzepte prallen in der mütterlichen und töchterlichen Reaktion in einer Weise aufeinander, dass Roswitha die Konsequenz daraus zieht, die Mutter zukünftig in solchen Fragen nicht mehr zu konsultieren.

Ambivalente Heimerfahrung I: Abgeschoben in ein eigenständiges Leben

Die nächste Nachfrage erkundigt sich nach dem damaligen Lebensmittelpunkt von Roswitha, dem Heim, in dem sie aufgewachsen ist. Dabei führt die Interviewerin den von Roswitha ins Spiel gebrachten Gender-Diskurs fort. Sie signalisiert damit ihre Solidarität mit Roswithas Selbstbild, was die Identifikation mit der Geschlechterkategorie anbelangt. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie es die Institution Heim mit Gender und Sexualität hielt.

I: Wie ist das überhaupt in der Zeit also in Neustadt gewesen? Man wächst heran, die Pubertät und alles was damit an Fragen, an Wünschen und Gefühlen zusammenhängt. Wie hast du dich denn da als Mädchen, als heranwachsende weibliche Jugendliche, als Frau gefühlt? Wie war das einfach vom Empfinden her für dich?

R: Hm. Also ich kam dorthin mit sechs Jahren. Und ich hatte, glaube ich, zwei Jahre lang Heimweh. Also immer nach den, also vor allem nach den Sommerferien, die ja extrem lang waren immer, hat ich immer – also musst ich mich praktisch in den Schlaf weinen, weil ich solches Heimweh hatte und ich hab da dann auch, also ich hab wirklich gelitten, das war ganz, ganz schlimm für mich, so weggeschickt zu werden. Und auch, ich hatte damals auch nix Eigenes, also kein eigenes Zimmer zum Beispiel, also ich, wir waren zu fünft in einem Zimmer, und ich hab dann, also da hab eigentlich auch so 'ne gewisse Härte aufgebaut in diesen Jahren. Und das ist, glaub ich, auch heute noch stellenweise ziemlich zu spüren. Also vor allem, wenn ich, wenn ich Angst hab, mir kommt irgendwas zu nahe, dann bin ich fast, also dann beobacht ich solche Tendenzen wie bei meiner Mutter, dann so 'ne Mauer aufzubauen um mich rum, dass mich auch ja nix mehr verletzt oder verletzen oder niemand oder nichts. (RS 310–326)

Roswitha verfolgt zunächst den Gender-Diskurs nicht weiter, sondern nimmt die Frage zum Anlass, ihre Heimerfahrungen näher zu beleuchten. Das Heim war bisher fast ausschließlich als Ort der erlernten Selbstständigkeit und Autonomie und damit als Gegenentwurf zum Elternhaus entworfen worden. Jetzt erzählt sie von der ersten Zeit nach ihrer Unterbringung im Alter von sechs Jahren. Dabei entsteht ein differenzierteres Bild vom stufenweisen Prozess zunehmender Autonomie. Roswitha spricht von ihrem anhaltenden Heimweh und dem Gefühl, von den Eltern „weggeschickt“ worden zu sein.

Hierbei versetzt sie sich in ihre damalige Situation. Die Heimunterbringung wurde als Abschiebung empfunden, als elterliche Bevormundung, denn sie erfolgte ganz offensichtlich gegen Roswithas Wunsch. In dieser Phase stellt das Heim zwar auch einen Gegenentwurf zum Elternhaus dar, aber im negativen Sinn. Die Heimunterbringung bedeutete für Roswitha in dieser Zeit Fremdbestimmung und Verzicht auf Eigenständigkeit (Fünfbettzimmer). Sie schildert ihre Reaktion auf die Abschiebung: sich abzuschotten, eine Mauer um sich herum aufzubauen, sich zurückzuziehen, sich gegenüber einer als bedrohlich empfundenen Umwelt abzuhärten. Das sind Verhaltensstrategien, die sie auch heute noch an sich wahrnimmt und die sie auch an ihrer Mutter ausmacht. Beide sahen sich einer Umwelt ausgesetzt, die sie als fremdbestimmend wahrgenommen haben und gegen die sie sich nur mit der Entwicklung von Abwehrmechanismen zur Wehr zu setzen wussten.

Ihr Bestreben, sich unverletzbar zu machen, führt Roswitha nicht auf ihre körperliche Schädigung und die daraus resultierenden Einschränkungen, wie etwa eine verstärkte Hilfsbedürftigkeit in den praktischen Dingen des Alltags zurück, sondern auf die Situation im Heim, die durch eine mangelnde Privatsphäre und fehlende Rückzugsmöglichkeiten gekennzeichnet war und sich dadurch qualitativ und emotional von der Situation im Elternhaus unterschied.

Im Anschluss an die Schilderung ihrer Gefühlslage während der ersten Zeit im Heim, greift Roswitha den Gender-Diskurs wieder auf. Von daher wirkt der obige Abschnitt wie ein Einschub mit einer erklärenden Funktion. Roswitha erläutert, weshalb sie sich mit Gender- und Sexualitätsfragen erst „viel, viel später“ auseinandergesetzt hat. Insofern definiert sie sich selbst als Spätentwicklerin auf diesem Gebiet. Folgt man dieser These, zieht Roswitha hier eine Verbindung zwischen ihrem Kampf um ein Stück Autonomie gegenüber Heim- und Familienleben und der selbstbewussten Gestaltung ihrer Geschlechterrolle und Sexualität. Die von ihr skizzierte zeitliche Abfolge verweist darauf, dass sie *erst* die emotionale Belastung der Abschiebung ins Heim als Akt elterlicher Fremdbestimmung verarbeiten musste. *Gleichzeitig* stellte aber die familiäre Umgebung, aus der sie herausgerissen wurde, keineswegs einen Ort dar, an dem ihr Entfaltungsmöglichkeiten geboten worden wären oder an dem die Familienmitglieder sich durch ein besonderes Empathievermögen ausgezeichnet hätten. Die Entdeckung ihres weiblichen und sexuellen Selbstbildes ist somit eng verknüpft mit ihrem erkämpften Autonomiestatus.

Gelebte Sexualität als Emanzipationsvehikel

R: Ja. Und die so, so Gefühle, dass ich 'ne Frau bin oder 'n Mädchen, dass hab ich erst viel, viel später entwickelt und festgestellt, dass ich 'ne Frau bin und dass ich 'ne Sexualität habe und dass ich die auch leben kann. Wie alt war ich 'n da? Also so

richtig begann das eigentlich erst, da war ich aus der Behinderteneinrichtung ausgezogen. Das ist jetzt, ja so mit 20 ungefähr hab ich das erst festgestellt, dass ich 'ne Frau bin und ich war also ganz erstaunt über meine ersten Tage und all solche Dinge. Ich hab das alles überhaupt nicht wahrgenommen, dass ich, dass ich da so, ja was weiß ich Kinder und solche Dinge. Das war für mich bis zu dem Zeitpunkt war mir das alles überhaupt nicht bewusst. Also klar wusste ich, dass ich anders bin als die Jungs oder so. //I: Ja ja.// R: Aber, verstehst du, was ich meine? //I: Ja.// Ja, genau. Also dass du einfach auch so was weiß ich dich schön anziehst und dich schminkst oder dass du 'ne erotische Ausstrahlung hast unter Umständen sogar und solche Dinge, also das war mir alles überhaupt nicht klar. (RS 326–342)

Den Zeitpunkt des weiblichen und sexuellen Selbstbewusstseins datiert Roswitha auf den Moment ihres Heimauszugs. Dabei thematisiert sie zwei Aspekte: Ihre Geschlechtsidentität, die sie eng mit der Wahrnehmung des eigenen Körpers verknüpft („meine ersten Tage und all solche Dinge“) und die Realisierung der Möglichkeit, Sexualität selbst zu (er)leben. Die Interviewpassage verweist darauf, dass Roswitha das Bild ihrer Mutter – die behinderte Tochter als ein geschlechtsloses asexuelles Wesen – lange Zeit übernommen hatte und erst jetzt mit Einsetzen einer selbstständigen Wohnsituation damit beginnt, es zu korrigieren. Das System der heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit war für Roswitha bislang Gegenstand abstrakten Wissens. Jetzt beginnt sie, sich ihm entsprechend zu verhalten: Sie zieht sich bewusst weiblich („schön“) an, schminkt sich und reflektiert ihre erotische Ausstrahlung.

Roswitha bettet diese Aussagen in eine Belegerzählung. Es handelt sich dabei um ihre erste sexuelle Erfahrung – eine Erfahrung, die ihr gleichzeitig als Beleg für die neu gewonnene Handlungsfreiheit dient.

R: Bis zu dem Zeit-, oder bis zu dem, das kam dann so, da hab ich jemanden kennen gelernt in der U-Bahn hier in der Stadt. [lacht] Und mit dem bin ich gleich am ersten, also ich hab den kennengelernt in der U-Bahn, wir waren glaub drei oder, zwei oder drei, oder 'n paar Stunden zusammen, ich weiß nicht mehr wie lang. Und dann sind wir zu ihm nach Haus gefahren und ich bin mit dem ins Bett gegangen, so war das. (RS 344–350)

Zwar hat diese Erfahrung etwas Überstürztes an sich, wie Roswithas abgebrochene Bemerkung belegt, als sie schildert, wie schnell („gleich am ersten ...“) diese spontane Begegnung zu einem sexuellen Erlebnis führte. Kennzeichen dieser Erzählung ist jedoch das Moment der Aktivität, das Roswitha hier in den Vordergrund stellt. *Sie* ist das handelnde Subjekt, *sie* hat jemanden kennen gelernt, *sie* ist zu ihm nach Hause gefahren und mit ihm ins Bett gegangen. In dieser Erzählung erfährt man nichts über die Qualität der sexuellen Erfahrung. Roswitha will ihr Erlebnis als Ausdruck sexuellen Selbst-

bewusstseins verstanden wissen. Es fehlt jegliche Konnotation von Fremdbestimmung, eher wird der Eindruck einer gewissen Torschlusspanik erweckt. Roswitha bestätigt diese Assoziation:

R: Und dann begann so 'ne Geschichte, dass ich eben anfang, ja, ziemlich in der Gegend rumzuhuren. [lacht] Also da hab ich dann alles nachgeholt, was ich so in der Pubertät nicht gemacht hab. (RS 350–352)

Roswitha lebt ihre neu entdeckte Sexualität aus, holt nach, was sie meint, verpasst zu haben. Dass sie dieses Verhalten aus ihrer heutigen Sicht mit einer selbstkritisch distanzierenden Vokabel bezeichnet („rumzuhuren“), scheint sich nicht auf einen Moment sexuellen Ausgeliefertseins oder sexueller Abhängigkeit zu beziehen, sondern eher mit ihrer Sorglosigkeit bezüglich Vorsorge und Sicherheitsvorkehrungen zusammenzuhängen, die sie rückblickend bei sich feststellt. Außerdem klingt in ihrer Evaluation an, dass sie damals zwischen sexuellen Bedürfnissen und emotionalen Beziehungsqualitäten klar zu unterscheiden wusste.

R: Also ich hatte zwar Freunde und war verliebt und das war aber, irgendwie hab ich das alles gar nicht so ernst genommen, glaub ich. Würd ich jetzt heute mal so sagen. Also es war dann, also da hab ich ziemliche Hämmer geliefert. Also ich bin froh, dass ich eigentlich noch am Leben bin und dass ich nicht an Aids erkrankt bin oder irgend so. Aber da hab ich dann alles nachgeholt, als ich dann so auch in der Stadt war und so auch 'n selbstständiges Leben führte in der WG und in der, in meiner ersten eigenen Wohnung hab ich ja alleine gelebt. Da hab ich also ziemlich heftig rumgemacht mit den Männern. [lacht] (RS 354–364)

Roswithas Situation nach der Zeit der Heimunterbringung ist durch unterschiedliche Wohnformen gekennzeichnet. Das erste Jahr lebte sie alleine in einer „ersten eigenen“ Wohnung, später führte sie ein „selbstständiges Leben“ im Rahmen einer Wohngemeinschaft. Wir erfahren an dieser Stelle des Interviews nichts über die Motivation für die Wohnungswechsel. Ihren Anspruch auf Selbstständigkeit hat sie dabei nicht mehr aufgegeben. Die offensiv ausgelebte Sexualität ist Ausdruck dieser erreichten Unabhängigkeit, die Großstadt möglicherweise ein Garant jener Anonymität, die Roswitha jetzt genießt und die es ihr erlaubt, ein Stück weit selbstbestimmt zu handeln, auch wenn sie ihr damaliges Tun vom heutigen Standpunkt aus als risikoreich und selbstzerstörerisch einschätzt.

I: Also das war noch nicht in deiner jetzigen Wohnung?

R: Nein, das war in der, also ich wohn, hm, ich wohnte damals in der Bergheimstraße. Da hatt' ich so 'ne kleine Ein-Zimmer-Wohnung. Und da fing des an, da fing das an. Und dann später hat sich das alles wieder 'n bisschen beruhigt. Aber da hab ich mich halt dann so richtig ausgetobt, sag ich mal.

I: Mhm. Du hast gesagt, da hab ich so richtige Hämmer geliefert?

R: Ich bin halt, nicht viel, also ich hab halt, also ich hatte auch schon etliche One-Night-Stands so. Ich weiß nicht mehr viel da drüber, glaub ich. Dass ich halt in den Kneipen rumgezogen mit Freundinnen und dann ist es schon oft vorgekommen, dass ich einen mitgenommen hab mit nach Haus oder so. Für eine Nacht. Also es war jetzt nicht. Das reicht. (RS 365–376)

Roswitha erläutert ihre damalige Wohnsituation genauer. Sie präsentiert sich hier noch einmal als sexuell aktive und selbstbestimmte Frau, die eigenständige Entscheidungen trifft, mit wem sie welche Art von sexueller Beziehung eingeht. Dabei war sie offensichtlich nicht auf der Suche nach einer festen oder länger dauernden Beziehung, sondern auf der Suche nach verschiedenen sexuellen Erfahrungen.

Alleine zu wohnen bedeutete für Roswitha auch, mit Freundinnen ohne einschränkende Rahmenbedingungen die Freizeit gestalten zu können. Das waren sicherlich Lebensumstände und Entfaltungsmöglichkeiten, die im Kontext einer Heimunterbringung nicht realisierbar gewesen wären. Roswitha distanziert sich heute nicht von dieser Art der sexuellen Selbstverwirklichung, auch wenn sie inzwischen diese Lebensphase für sich als überwunden ansieht. Sie weist ihrem damaligen Verhalten eine funktionale Bedeutung zu. Diese besteht in ihrem sexuellen Nachholbedarf sowie in ihrem Bedürfnis nach souveränen Entscheidungen bei der Gestaltung ihres Alltags.

Independent Living: Allmählich auf eigenen Füßen stehen

Die Interviewerin verfolgt mit ihrer weiteren Nachfrage den Moment des Übergangs zwischen einer abhängigen und einer selbstständigen Lebensführung, worauf Roswitha zunächst eine kurze Chronologie ihrer Wohnbiografie seit dem Auszug aus der beschützenden Einrichtung liefert und diese dann näher erläutert.

I: Ja. In der Behinderteneinrichtung, wann bist du denn da ausgezogen?

R: Das ist jetzt, also das war 19-, also ich bin jetzt neun Jahre im Brüsseler Weg, drei Jahre war ich in der Wilhelmstraße, das sind dann 12 Jahre, und ein Jahr in der Marktrichterstraße, das heißt 13, vor 13 Jahren bin dann aus der Einrichtung ausgezogen, genau. Also die, meine erste Wohnung war 'ne, also meine erste eigene Wohnung war in der Marktrichterstraße, da hab ich alleine gelebt, und in der Wilhelmstraße da hab ich mit zwei Freundinnen zusammengelebt. Das war 'ne Drei-Zimmer-Wohnung. Und die eine Freundin, mit der bin ich heute noch befreundet. Die ist auch conterganbehindert und hat, ja, das ist interessant, die hat ein, auch am selben Tag wie ich, also wir ham am selben Tag Geburtstag und sind gleich alt und ham

dieselbe Behinderung, ja. Und mit der bin ich heute noch befreundet. Und die andere, das ist ihre Schwester, genau. Ja. Und der Mietvertrag in der Wilhelmstraße, der war befristet für drei Jahre. Und während dieser Zeit hab ich auch die Erzieherinnen-Ausbildung gemacht. Und dann ging es eben relativ schnell, dass ich eben die Wohnung im Brüsseler Weg gekauft hab. Das war dann, und da hab ich dann eben angefangen, mich so zu etablieren, wie man das so schön nennt, gell. (RS 377–395)

Roswitha sortiert die Abfolge ihrer unterschiedlichen Wohnungen. In der ersten Wohnung hat sie alleine gelebt, danach in einer Wohngemeinschaft mit zwei Freundinnen. Sie betont die Kontinuität der Freundschaft zu einer der beiden ehemaligen Mitbewohnerinnen bis zum heutigen Tag. Diese Freundin ist „auch conterganbehindert“. Roswitha stellt diese Beschreibung in den Kontext weiterer Parallelen zu ihrer eigenen Person. Bemerkenswert wird die Gemeinsamkeit der beiden Freundinnen durch den Umstand, dass beide am selben Tag Geburtstag haben und zudem noch gleich alt sind. Diese Schilderung will den Eindruck erwecken, als wäre die Nähe zu ihrer Freundin nicht allein durch die behindertenspezifische Schicksalsgemeinschaft gekennzeichnet. Vielmehr ist die Tatsache geteilter Lebenserfahrungen in einer ähnlichen Lebenssituation, die die Tragfähigkeit dieser Beziehung auszumachen scheint.

Roswitha schließt diese Passage mit der Erwähnung ihrer Erzieherinnen-Ausbildung ab, die sie ebenfalls in den Kontext ihrer gewonnenen Selbstständigkeit stellt. Zudem ist diese Ausbildung der Grundstein für ihre „Etablierung“ – eine Etablierung jenseits von Sondereinrichtungen, die sich im Kauf einer eigenen Wohnung manifestiert und ihre Emanzipation von der beschützenden Umgebung auf eine dauerhafte Grundlage stellt.

Roswitha erzählt die Geschichte ihrer Emanzipation von Elternhaus und Heim, die Geschichte ihrer Etablierung in einer souveränen Lebensführung, mithin eines selbstständigen Lebens auf eigenen Füßen. Dieses schließt finanzielle Unabhängigkeit ebenso ein wie die Möglichkeit, autonome Lebensentscheidungen treffen zu können, was sie beispielhaft anhand ihres Anspruchs auf sexuelle Selbstverwirklichung verdeutlicht.

Während Roswitha diesen Abschnitt ihres Lebens ausführlicher erzählend betrachtet hat, setzt die Interviewerin mit ihrer anschließenden Nachfrage zu einem Zeitsprung an. Sie erkundigt sich nach dem vorangegangenen Lebensabschnitt.

I: Die Zeit in der Behinderteneinrichtung in N., von wann bis wann warst du eigentlich dort und wie war das dort, also was hast du da gemacht?

R: Also ich war dort nur vier Jahre, ganz kurz. Also ich kam hier in die Stadt und bin dort eingezogen und ich bin wegen 'ner Freundin hierher gekommen und hab mich eben dort beworben und hab gedacht, ich wusst irgendwie nicht so recht, was ich machen will mit meinem Leben. Und dann hab ich halt mich mal auf der Fachober-

schule in der Einrichtung beworben und wohnte in der Außenwohngruppe mit drei anderen Frauen. Und dann nach, also am Anfang, für ein Jahr. Und dann bin ich nach einem Jahr in eine andere Außenwohngruppe umgezogen, hier im Stadtteil, in der Norastraße. Und dort hab ich dann noch mal, noch mal, 'ne, ein Jahr oder zwei Jahr so was gewohnt und dann bin ich eben ausgezogen. Weil ich dann auch mit der Fachoberschule, also die hab ich nicht bestanden. Nee es waren eigentlich nur drei Jahre, weil die FOS dauert ja nur zwei oder drei, ich weiß jetzt gar nicht. Elfte, elfte und zwölfte. Ja ja, genau. Und die zwölfte hab ich wiederholt, also das heißt es waren drei Jahre. Und ein Jahr hab ich in der, in der, in der, also in der Einrichtung selber gewohnt, da hatten sie 'ne, 'ne Außenwohngruppe innerhalb der Anlage der Einrichtung. Und die anderen zwei Jahre war ich in der Norastraße. Ja, genau, so war das. (RS 398–418)

Zunächst fällt auf, dass Roswitha die Zeit in der Außenwohngruppe als „kurz“ beschreibt, obwohl sie doch vier Jahre umfasste. Allerdings war sie gekennzeichnet durch mehrere Wohnortwechsel, die aber in ihrer Darstellung zu einer biografischen Phase zusammengefasst werden. Auch diesen Lebensabschnitt leitet eine eigene Entscheidung ein: Roswitha beschließt, „wegen einer Freundin“ nicht nur die Wohnform zu wechseln, sondern auch den Wohnort. Der Einzug in die Behinderteneinrichtung mit schulischem und beruflichem Bildungsangebot war gleichbedeutend mit einem Umzug nach N. Somit steht am Beginn dieses Lebensabschnitts ein mehrdimensionaler Milieuwechsel. Zum einen dürften sich die unmittelbaren Wohnverhältnisse in der betreuten Einrichtung unterschieden haben von der Lebenssituation in einer „geschlossenen“ Einrichtung, zum anderen befindet sich diese betreute Einrichtung in einem großstädtischen Umfeld. Die Entscheidung, sich zu bewerben, erfolgte nach Roswithas Darstellung nicht aus einer Position der Selbstsicherheit heraus, im Gegenteil: Roswitha beschreibt sich zu der Zeit als orientierungslos, was ihre zukünftige Lebensgestaltung anbelangte. Immerhin erhob sie Anspruch auf die Verfügungsgewalt über ihr eigenes Leben, auch wenn sie zum damaligen Zeitpunkt noch keine klare Perspektive verfolgte. Die Entscheidung für eine Außenwohngruppe hing mit ihren Ausbildungsabsichten zusammen, wobei Roswitha den Eindruck erweckt, als wäre diese Ausbildung der Preis für die Möglichkeit gewesen, mit der Freundin zusammenzuziehen. Aber auch die Spur der Freundin verliert sich wieder. Die folgenden Umzüge werden zur Sprache gebracht, ohne dass mitgeteilt wird, wodurch sie veranlasst wurden. Diese biografische Phase ist Roswitha nicht in gleicher Weise präsent, wie das bisher Geschilderte. Sie zeigt Unsicherheiten bezüglich ihrer Erinnerung an die Dauer und Chronologie ihrer Ausbildung, die zudem durch Krisen und den Abbruch gekennzeichnet ist. Aber es wird hier nicht nur Roswithas Distanzierung von ihrer gescheiterten Ausbildung deutlich. Die gesamte vierjährige Wohnbiografie im Rahmen von wechselnden Außenwohngruppen wird in ihrer organisatorischen Abhängigkeit von der Institution beschrieben. Roswitha redet diese

Phase ihres Lebens gewissermaßen klein, indem sie ihre Dauer als „kurz“ beschreibt, den Weg ihrer schulischen Ausbildung als Irrweg bezeichnet und die Umzüge als Ereignisse einschätzt, die nichts an ihrer institutionellen Abhängigkeit änderten.

Für die Interviewerin ist die Begrifflichkeit „Außenwohngruppe“ erklärungsbedürftig, gerade weil die organisatorische Verbindung zur gesamten Einrichtung nicht ganz klar geworden ist.

I: Also was heißt Außenwohngruppe?

R: Also es ist ja so, dass die ganzen Schüler in, normalerweise im Internat wohnen. Und damals haben die angefangen, alle Schüler und alle Schülerinnen in sogenannten Außenwohngruppen (AWG) zu verbringen, einfach, damit sie auch wirklich das selbstständige Leben lernen, also Haushaltsführung und so weiter und so fort, um eben auch diesem Ding Reha-Zentrum gerecht zu werden. Und ham dann eben angefangen, die Leute in so kleine Wohneinheiten zu tun und ham halt überall in der Stadt Wohnungen gemietet oder gekauft und unsere AWG war halt innerhalb der Einrichtung, weil irgendwie, glaub ich, noch keine Wohnung zur Verfügung stand, in die wir hätten gehen können. Und deswegen ham sie da in einem Gebäude, in dem halt normale Wohnungen sind, ham sie halt zwei Wohnungen freigemacht und da sind wir halt dann eingezogen. Und dann, als dann eben die Wohnung gefunden war, sind wir dann da in die andere Wohnung gezogen, hier im Viertel. Wobei das auch nicht alle waren, die da, doch, doch doch genau – und dann sind wir da alle rübergezogen ins Viertel, aber nicht zusammen, sondern in verschiedene Wohnungen dann. Genau. (RS 419–438)

Roswitha erläutert die organisatorischen Hintergründe ihrer damaligen Wohnform. Die Tatsache, dass es an dieser Stelle im Interview einer solchen Erkundigung seitens der Interviewerin bedarf, kann nicht allein darauf zurück geführt werden, dass Roswitha diese Phase in ihrem Leben quasi nachrangig behandelt und aus diesem Grunde nicht von sich aus näher auf die Umstände in der Institution eingegangen ist. Vielmehr könnte diese Situation auch damit zusammenhängen, dass Roswitha in der Person ihrer Interviewerin eine Rollstuhlfahrerin ausmacht, von der sie annimmt, dass ihr die Organisation der Einrichtung und ihre lokale Bedeutung vertraut sind.

Roswitha konnte zum Zeitpunkt ihrer Bewerbung in N. nicht davon ausgehen, dass mit diesem Schritt zwingend auch ein Schritt in Richtung *independent living* verbunden gewesen wäre. Zunächst hätte auch eine Unterbringung in einem Internat anstehen können – eine Situation, die sich dann nicht wesentlich von der vorherigen unterschieden hätte. Erst eine konzeptionelle Neuausrichtung der Einrichtung, die auf selbstständige Lebens- und Haushaltsführung ausgerichtet war, bot Roswitha eine entsprechende Plattform. Diese Darstellung relativiert die bisherige Interpretation der Emanzipationsgeschichte von Roswitha. Nunmehr erfahren wir auch, wodurch die Umzüge verursacht waren. Sie hingen mit der schrittweisen Umsetzung der

Programmatik der Einrichtung zusammen. Ihnen lagen offenbar, auch was die personale Zusammensetzung der Außenwohngruppen anbelangt, nicht unbedingt souveräne Entscheidungen der Betroffenen zugrunde.

Roswithas Schilderung dieser Lebensphase unterscheidet sich von der Art, wie sie zuvor über ihr selbstständiges Leben erzählt hat. Nicht nur, dass sie hier deutlich ihr Erinnerungsvermögen gefordert sieht („genau“), sondern sie präsentiert sich in diesem Kontext auch noch als eine Art Spielball institutioneller Entscheidungen.

Geschwisterbeziehungen: Differenzsetzungen und Bündnisschließungen

Anschließend setzt die Interviewerin eine Zäsur. Die folgende Nachfrage gibt zwar vor, textimmanent zu sein, stellt aber sowohl inhaltlich wie zeitlich einen neuen Bezug her. Die Person des Bruders kam im Gegensatz zu den übrigen Familienmitgliedern bisher kaum zur Sprache. Dabei gelingt es der Interviewerin nicht, eine erzählgenerierende Formulierung zu finden.

I: Mhm. Du hast gesagt, dass die Beziehungen zu deinem Bruder familial gesehen die engste ist. Der ist jetzt in Weimar. Seht ihr euch da?

R: Wir sehen uns, mei wir sehen uns vielleicht zwei-, dreimal im Jahr. Und das reicht. Der war vor 14 Tagen hier. Letztes Jahr war er schon ein halbes Jahr in Argentinien. Und hat dort ein Praktikum gemacht. Und jetzt ist er wieder da, seit Januar. Mhm. Vor 14 Tagen hat er mich besucht. Genau. Und jetzt, wenn ich zu den Eltern fahr, werd ich ich ihn auch wiedersehen.

Roswitha misst die Enge der Beziehung an der Dichte des Kontakts, der aufgrund der unterschiedlichen Lebensmittelpunkte und -entwürfe der beiden mittlerweile nur sporadisch gepflegt werden kann. Sie bewertet ihn dennoch als ausreichend: „Und das reicht“. Demnach tut die räumliche Entfernung der Beziehung keinen Abbruch. Roswitha belegt hier, ähnlich wie sie es bereits in Bezug auf Eltern und Schwester getan hat, dass für sie die Qualität einer Beziehung nicht von der räumlichen Nähe und auch nicht von einem intensiven Face-to-face-Kontakt abhängig ist. Möglicherweise handelt es sich dabei um eine Erfahrung, die mit der Heimunterbringung im Alter von sechs Jahren zusammenhängt, als Roswitha lernen musste, auf der Basis der räumlichen Trennung von Elternhaus und Familie eine neue Qualität der Beziehung zu ihren Familienmitgliedern zu entwickeln.

Über den Bruder erfahren wir hier allerdings etwas, das von Roswitha im Hinblick auf die übrigen Familienmitglieder bislang nicht signalisiert wurde. Er scheint durch eigene Initiative dazu beizutragen, den Kontakt zu Roswitha zu pflegen. Roswitha erzählt in dieser knappen Belegpassage, dass sie den Bruder nicht nur quasi zufällig und sporadisch aus Anlass ihrer Besu-

che im Elternhaus trifft, sondern dass er sie auch aus eigenen Stücken besucht. Insofern enthält ihre Beschreibung der Beziehung zum Bruder ein Moment der Wechselseitigkeit. Im Gegensatz zu Mutter und Schwester investieren in diesen Kontakt beide Beteiligten.

Die Interviewerin versucht mit ihrer nächsten vertiefenden und auf eine konkrete Situation zielenden Nachfrage eine Belegerzählung zu provozieren, die mehr Aufschluss über die Qualität der Beziehung zum Bruder erlaubt.

I: Und habt ihr dann hier zusammen was unternommen, hattest du da ein bisschen Zeit?

R: Ich hatte Zeit und wir ham auch 'n bisschen was unternommen. Nur leider war ich krank. Ich hatte 'ne ziemliche Erkältung und war nicht so fit. Das war 'n bisschen schade. Aber ich wollt jetzt auch nicht den Besuch sausen lassen. Dazu war's mir irgendwie zu wichtig. Und also wir ham 'n bisschen was mit Freunden von ihm unternommen, die ich auch kenne. Und dann hat er einmal bei mir übernachtet und ham am nächsten Tag noch zusammen gefrühstückt und dann ist er wieder gefahren. Also zu den Eltern. (RS 453–462)

Roswitha bringt zum Ausdruck, wie wichtig ein Besuch ihres Bruders für sie ist, wichtiger als ihre durch eine Erkältung angeschlagene körperliche Verfassung. Möglicherweise liegt darin aber auch ein Hinweis darauf, dass ein solcher Besuch des Bruders eine Besonderheit darstellt und sich damit auch seine Eigenaktivitäten, was die Kontaktpflege zu Roswitha angeht, in Grenzen halten.

Roswitha macht ihre mangelnde Fitness hier nicht an ihrer Behinderung fest, sondern an dem Umstand einer Erkältung. Sie positioniert sich damit als fit, wäre sie nicht gerade erkältet. Es geht ihr also nicht um die behinderungsbedingten Mobilitätseinschränkungen, die im Kontext des Bruderbesuchs erwähnenswert sind, sondern allein um ihr Angeschlagensein. Behinderung und erkältungsbedingte Erkrankung werden hier als zwei nicht aufeinander bezogene Kategorien verhandelt.

Als gemeinsame Aktivität wird eine Unternehmung mit Freunden des Bruders erwähnt. Das verweist auf zweierlei. Zum einen ist der Bruder bei diesem Besuch offensichtlich derjenige, der das Programm bestimmt. Zum anderen sind Roswitha die Freunde des Bruders zumindest bekannt, wenn sie sie auch nicht zu ihren eigenen Freunden zählt. Der Besuch des Bruders fällt zudem kurz aus – es handelt sich um eine Übernachtung und ein gemeinsames Frühstück – ehe er zu den Eltern weiterreist. Es drängt sich der Eindruck auf, dass der Besuch vielleicht gar nicht Roswitha galt, sondern ihre Wohnung lediglich als günstige Zwischenstation auf dem Weg zu den Eltern genutzt wurde, um Freunde zu besuchen. Zwar wird Roswitha in die Aktivitäten des Bruders mit einbezogen, aber ein genuines Interesse des

Bruders an ihrer Person kommt in Roswithas Schilderung nicht zum Ausdruck.

Dennoch bemüht sich Roswitha, wenn auch veranlasst durch die Frageformulierung der Interviewerin, sogleich ein Stück Gemeinsamkeit zu ihrem Bruder herzustellen:

I: Mhm. Kommt er öfter zu deinen Eltern heim oder ist das eher seltener?

R: Ist eh, ähnlich wie bei mir: Also W. und Audorf, also da wo die Eltern leben, das ist nicht so, ist auch 'ne ziemliche Entfernung, also da fährt man auch mei über eine Stunde, weil die Straßen ziemlich schlecht sind. Nee, so oft fährt er auch nicht mehr nach Hause. Also jetzt ist er wohl für längere Zeit noch dort, weil das Semester noch nicht angefangen hat, aber normalerweise ist er dann auch nicht so oft, also dass er mal für 'nen Tag oder zwei nach Hause fährt, so wie meine Schwester das macht, das würde er nicht tun. (RS 463–470)

Obwohl der Bruder etwa in seinen Semesterferien längere Phasen zu Hause bei den Eltern verbringt, positioniert Roswitha ihren Bruder, was dessen Beziehungsqualität zu den Eltern anbelangt, in ähnlicher Weise wie sich selbst und in ausdrücklicher Differenz zu ihrer Schwester. Sie apostrophiert den Aufenthalt während der Semesterferien als Ausnahmesituation, „normalerweise ist er dann auch nicht so oft“ dort. So ganz sicher scheint sich Roswitha des Vollzugs des brüderlichen Ablösungsprozesses vom Elternhaus aber nicht zu sein, denn sie führt ganz praktische Hindernisse an, die einem häufigeren Kontakt des Bruders zu den Eltern inzwischen entgegenstehen. So ist es eher die räumliche Entfernung und der damit verbundene Aufwand, die den Bruder veranlassen, jetzt nicht mehr so häufig heimzufahren. Trotz dieser ange deuteten Ambivalenz versichert sich Roswitha mit ihrer Schlussbemerkung in dieser Interviewpassage des Unterschieds zwischen dem brüderlichen und dem schwesterlichen Verhalten und reklamiert damit ein Stück Solidarität für sich.

Die Interviewerin greift diesen Punkt auf und bezieht sich mit ihrer nächsten Nachfrage auf die von Roswitha aufgemachten Differenzen zu Bruder und Schwester, wobei sie sich hier eine Interpretation bezüglich der Schwester leistet, die Roswitha in dieser Deutlichkeit nicht getroffen hat. Roswitha wird nun ausdrücklich dazu aufgefordert, die Differenz zwischen sich und ihrer Schwester sowie die Koalition zwischen sich und ihrem Bruder zu thematisieren.

I: Du hast vorher erzählt, dass deine Schwester jetzt so ein bisschen diese mütterliche Rolle übernimmt. Vielleicht auch aus eigener mangelnder Zufriedenheit mit ihrem Leben. Wie ist das mit deinem Bruder, also wie würdest du jetzt den Unterschied zu deiner Schwester, die Beziehungen zu deinem Bruder charakterisieren oder beschreiben?

R: Also das ist auf jeden Fall so, dass er mir nicht dauernd reinredet oder sagt, mach

das so und mach's so oder mach's so, sondern der ak-, also der akzeptiert mich einfach so wie ich bin. Und wir ham 's, also wir ham schon Streit und Auseinandersetzungen oder so, aber das ist eine gleichberechtigte Beziehung zwischen uns. Und das ist bei meiner Schwester und mir überhaupt nicht der Fall. Aber vielleicht hab ich auch 'n Teil dazu beigetragen, dass es so gekommen ist. Also es mag schon sein. Also ich bin, ich will jetzt nicht sagen, dass ich die große Unschuldige bin und sie jetzt da einen auf Mutter macht oder so, sondern ich frag mich halt auch öfter mal, was hab ich dazu beitragen, dass es so gekommen ist, wie's jetzt ist, na. Muss man auch immer wieder tun, find ich. Ja. (RS 471–488)

Die Beziehung zu ihrer Schwester bildet die Kontrastfolie zur Beziehung zu ihrem Bruder. Die Beziehung zum Bruder gewinnt in der Differenz zur Schwester erst ihre Konturen – und umgekehrt. Bei der Schwester scheint alles das nicht der Fall zu sein, was beim Bruder der Fall ist: Anerkennung von Autonomie, Akzeptanz, Egalität und eine entwickelte Streitkultur. Das Fehlen dieser Beziehungsmerkmale bei ihrer Schwester bringt sie auf die zusammenfassende Formel „auf Mutter machen“. Indem diese Kategorien in den Kontext mütterlicher Verhaltensweisen gestellt werden, untermauert Roswitha hier die Differenzen der Bündnisse Mutter/Schwester und Roswitha/Bruder. Während Roswitha ihren eigenen Beitrag zur Qualität der Bruderbeziehung kaum herausstellt, sondern in erster Linie die Leistungen des Bruders in Sachen Anerkennung ihrer Autonomie und Akzeptanz ihrer Person anspricht, räumt sie bei der Beschreibung des Verhältnisses zur Schwester vergleichsweise deutlicher wechselseitige Anteile ein, die sie für die heutige Qualität der Beziehung verantwortlich macht.

Das lässt den Schluss zu, dass für die Qualität der geschwisterlichen Beziehungen nicht nur das Thema der Behinderung ausschlaggebend ist. Roswitha hat deutliche Zweifel an der Autonomie der Schwester gegenüber ihren Eltern geäußert und sie akzeptiert auch deren Lebensentwurf nicht wirklich. Eine mangelhaft ausgeprägte Streitkultur mag darüber hinaus dazu beitragen, dass es sich zwischen den Schwestern um ein hierarchisches Verhältnis handelt. Roswitha bringt dies mit ihrem Ausdruck „auf Mutter machen“ auf den Punkt: Gut gemeinte Einflussnahme und Bevormundung seitens der Schwester scheinen dieses Verhältnis zu kennzeichnen, während Roswitha ihrerseits sich als (unterwürfige oder rebellierende?) Tochter verhalten mag.

Die Interviewerin versucht jetzt eine prägnantere Beschreibung der Beziehungsqualität zum Bruder zu evozieren. Es folgt eine fast dialogische Passage. Dabei stellt die Interviewerin – noch deutlicher als zuvor – eigene Hypothesen und Interpretationen in den Raum. Sie interpretiert die von Roswitha hergestellte Koalition zwischen sich und ihrem Bruder und vermutet zum einen, dass der Bruder als emotionale Vertrauensperson von

Roswitha fungiert, und dass er zum anderen ähnliche Erfahrungen mit seinen Eltern gemacht haben könnte, die deren Rolle als Vertrauenspersonen auch in seinen Augen erschüttert haben könnten.

I: Also kannst du zum Beispiel mit deinem Bruder auch über Partnerschaften, über Gefühle sprechen?

R: Ja. Das tun wir. Also ich hätt, wir erzählen uns viel. Sehr, auch sehr persönliche Sachen, die wir sonst in der Familie eigentlich nicht erzählen könnten.

I: Mhm. Kann das sein, dass er dann auch die Erfahrung wie du gemacht hat, dass er auch zu Hause eben an Grenzen stößt, wenn er mit deiner Mutter oder deinem Vater sprechen will?

R: Mhm. Ja, denk ich doch. (RS 489–499)

Roswitha folgt der Interpretationsfolie der Interviewerin. Sie stellt eine Koalition zwischen sich und ihrem Bruder her, deren besondere Qualität zum einen in der Intensität des kommunikativen Austauschs besteht („wir erzählen uns viel“), zum anderen in der emotionalen Nähe („auch sehr persönliche Sachen“).

Das von Roswitha hierdurch konstruierte „Wir“ ist dabei durch die Differenz zu ihrer Familie gekennzeichnet, denn beide könn(ten) demnach über diese „persönlichen Sachen“ mit anderen Familienmitgliedern „eigentlich“ nicht sprechen – wobei der verwendete Konjunktiv und das einschränkende Wörtchen „eigentlich“ auf einen nicht vollständig ausgeräumten Zweifel Roswithas an der Solidarität des Bruders in diesem Punkt hindeuten könnten.

Wie sehr diese Äußerungen allerdings eine Reaktion auf das Interpretationsangebot der Interviewerin darstellen, zeigt ihr nächster Einwurf, der den angeklungenen Zweifel Roswithas zu einer eindeutigen Aussage zu wenden versucht. Die Interviewerin spricht aus, was Roswitha nicht ausgesprochen hat. Sie fügt ihrer Beschreibung der Beziehung zwischen Roswitha und dem Bruder ein weiteres Merkmal hinzu, nämlich gleiche familiäre Erfahrungen. Roswitha pflichtet der Interviewerin bei, weil es sich hierbei genau um jene Annahme handelt, die sie benötigt, um sich der gewünschten Koalition mit dem Bruder sicher sein zu können. Eine gemeinsame Erfahrungsebene, die den Bruder in eine ähnliche emotionale Distanz zu den übrigen Familienmitgliedern bringt, ist eine verlässlichere Grundlage für die wechselseitige Nähe zwischen den Geschwistern. Auf Veranlassung der Interviewerin wird Roswitha damit gewissermaßen eine Argumentationshilfe in den Mund gelegt, die die Motive des Bruders für den Kontakt zu seiner Schwester mit denen Roswithas zu synchronisieren sucht. Die Ambivalenz der anderen angedeuteten Motive (etwa Eigeninteressen des Bruders, der Roswithas Wohnung nur als billige und bequeme Unterkunft zur Pflege eigener Partnerschaften nutzt oder auch eine beiläufig und rasch erledigte familiäre Pflichterfüllung) wird auf diese Weise ausgeblendet.

Elternzeugnis: Erziehungsschwächen mit und ohne Behinderung

Roswitha übernimmt im Folgenden wieder die Gesprächsführung und fährt mit einer Erzählung fort, die eine bedeutsame Wendung nimmt. Sie beginnt zunächst mit Erfahrungen, die ihr Verhältnis zum Vater kennzeichnen. Dann zieht sie aus diesen Schilderungen eine evaluierende Schlussfolgerung in Bezug auf den allgemeinen Erziehungsstil ihrer Eltern und stellt darüber zum ersten Mal im Interview eine Koalition zwischen den Geschwistern her, insofern diese alle unter den gleichen erzieherischen Defiziten standen.

R: Und ich denk auch, dass, also es ist eigentlich auch mit meinem Vater, das hab ich vorhin gar nicht so erzählt, aber es ist auch mit meinem Vater schwierig, Sachen ausführlich zu besprechen. Also ich weiß zum Beispiel noch als ich noch jün-, als ich noch viel jünger war, so mit, also ich noch nicht volljährig gewesen bin und es standen irgendwelche Entscheidungen an, dann hat mein Vater ganz ganz oft gesagt, mach wie du denkst, du wirst es schon richtig machen. Ich mein, das hat zwar was für sich, du bist ziemlich frei in deinen Entscheidungen und ich hab eigentlich seitdem ich 14 war meine Entscheidungen immer selber getroffen, wenn sie mich betroffen ham und hab halt der Form halber noch die Eltern gefragt, weil ich halt noch nicht volljährig war. Aber ich konnte eigentlich relativ sicher sein, dass ich da keinen Widerspruch zu erwarten hatte und da konnt ich halt immer das tun, was ich wollte. Ich hab also nie Grenzen erfahren oder Konsequenzen von irgendwas und das empfind ich als äußerst schwierig, also dass da irgendwie gar keine Linie drinnen ist. So was wie 'ne Erziehung, fand ich eigentlich immer, hab ich eigentlich immer vermisst bei meinen Eltern, bei uns allen dreien. Also dafür sind wir eigentlich recht passable Persönlichkeiten, alle drei. Aber was ich schade finde, also das find ich wirklich schade, dass da irgendwie so 'ne ja, also dass man sagt, also nein, das geht jetzt nicht! Weißt du so, ich mein, das ist ja eigentlich die Funktion von Eltern. Ja genau. Also das fand ich halt immer a bissl schwierig so, dass man da irgendwie so gar keine oder auch dass die Eltern sich irgendwie nich – also so hatt' ich zumindest das Gefühl, dass da irgendwie nicht mal Gespräche stattgefunden haben zwischen den beiden, wie des jetzt mit uns so zu passieren hat oder so, weißt du. Also das fand ich immer sehr schwierig für mich, ja. (RS 499–527)

Spannend an dieser Wendung ist, dass Roswitha mit Blick auf die Charakteristika des elterlichen Erziehungsverhaltens, nunmehr eine Gemeinsamkeit zwischen allen drei Geschwistern ausmacht. Gemessen an der Qualität der elterlichen Erziehung, billigt sie allen drei Geschwistern eine passable Persönlichkeitsentwicklung zu. Roswitha kritisiert an ihren Eltern eher ein Zuwenig als ein Zuviel an Erziehung. Sie vermisste Offenheit für die kindlichen Belange, klare Entscheidungshilfen und Grenzsetzungen sowie die Vorgabe von Handlungsleitlinien. Ihre Selbstständigkeitsbestrebungen konnte

Roswitha ihren Eltern nicht abringen. Vielmehr sah sie sich in ihrer diesbezüglichen Entwicklung ganz auf sich allein gestellt.

Diese Analyse stellt Roswitha nicht in einen diskursiven Zusammenhang mit ihrer Behinderung oder der Fremdunterbringung außerhalb ihres Elternhauses. Im Gegenteil: Sie bezieht sich auf unmittelbare Kommunikationssituationen mit dem Vater beziehungsweise den Eltern, in denen dieser (oder beide) Gelegenheit gehabt hätten, zu intervenieren. In diesem Punkt fühlt sie sich gegenüber ihren Geschwistern, etwa aufgrund ihrer Behinderung oder einer damit in Zusammenhang stehenden besonderen Lebenssituation, nicht benachteiligt.

Mit der anschließenden Nachfrage, die nicht erzählgenerierend ist, sondern auf eine Erklärung dringt, wird nun seitens der Interviewerin ein erziehungstheoretischer und zeithistorischer Diskurs eröffnet.

I: Und was glaubst du, woran das lag, also es war nicht gerade die Zeit der antiautoritären Erziehung.

R: Ich glaub das, das war, weil sie erstens, weil das nicht üblich ist in dieser Generation, Sachen zu besprechen, wie ich's auch also schon relativ am Anfang gesagt hab. Und dass sie halt irgendwie auch also lange, lange Jahre meine Oma und meinen Opa noch mit im Haus waren und dass das einfach die ganzen Probleme, was weiß ich mit der Landwirtschaft, mit den Großeltern, mit den, also die Beziehungen zwischen meinen Eltern, dann, also meine Mutter ist 'ne schwierige Persönlichkeit, das muss man wirklich sagen. Und mein Vater ist, hat, also es sind auch nicht so geradlinige Leute. Also die ham auch nicht so 'ne Idee, wie befördere ich oder wie fördere ich meine Kinder, damit da so 'n Grund gelegt wird für später mal. Und dann halt, also da war eben auch die Beziehung zwischen meinen Eltern 'ne sehr sehr schwierige, solange wie meine Oma lebte, weil die, meine Oma immer das, also das Wort meiner Oma hatte bei meinem Vater immer mehr Gewicht als das Wort seiner Frau. (RS 528–543)

Roswitha nimmt eine generationen- und milieuspezifische Perspektive ein. Das Milieu, in dem die Eltern mit ihren Erziehungsaufgaben konfrontiert wurden, war durch einen Mehrgenerationenzusammenhang gekennzeichnet. Die Großeltern väterlicherseits lebten „lange, lange Jahre“ mit in Roswithas Elternhaus, was eine komplexe Beziehungsstruktur zur Folge hatte. Diese bestand in der „schwierigen Persönlichkeit“ von Roswithas Mutter sowie in den Loyalitätskonflikten des Vaters zwischen eigener Mutter und Ehefrau. Roswitha lässt noch einen weiteren Aspekt anklingen: die milieuprägende und gleichwohl bedrohte bäuerliche Selbstständigkeit der Familie. Der landwirtschaftliche Lebenszusammenhang wird zum einen als Argument für die pädagogisch wenig reflektierte elterliche Erziehung (nicht geradlinig und nicht zukunftsorientiert) herangezogen. Zum anderen dient er als Erklärung für ein generationstypisches Kommunikations- und Interaktionsverhalten, das es erschwerte, mit besonderen Herausforderungen umzugehen. Zu die-

sen besonderen Herausforderungen zählte sicherlich die anstehende Auflösung der Landwirtschaft, aber auch die schwierige Persönlichkeit der Mutter, verbunden mit den Integrationsproblemen im patrilinearen Familienzusammenhang mit seinen gewachsenen Entscheidungsstrukturen sowie ein nicht vollzogener Ablösungsprozess des Vaters von dessen Mutter.

R: Und das wurde eigentlich so richtig offensichtlich erst, als die Oma dann den Schlaganfall gehabt hatte und dann war sie dann, konnte sie ihre Fäden sozusagen nur noch im Hintergrund spinnen. Dann hat's dann angefangen, dass meine Eltern so 'ne, wieder 'ne neue Annäherung unternommen haben gegenseitig, dass sie auch da wieder zusammengefunden haben wieder als Ehepaar. (RS 543–548)

Roswitha positioniert den Körper ihrer Großmutter in doppelter Hinsicht. Zum einen stand er für die Abhängigkeit(en), die die Großmutter erzeugte und die den Vater in Loyalitätskonflikte getrieben hat, die seine Ehe bedrohten. Zum anderen schaffte die körperliche Schwächung der Position der Großmutter die Voraussetzung für eine „neue Annäherung“ zwischen Roswithas Eltern. Die Erkrankung der Großmutter erzeugte also Abhängigkeit und die Möglichkeit der Emanzipation zugleich und verändert die Beziehungskonstellation und -qualität in der Familie. In dieser Phase der Argumentation führt Roswitha ihre eigene Situation ein:

R: Und das Ganze wurde natürlich noch erschwert durch meine Geburt, also schon relativ am Anfang der Ehe, also meine Eltern waren sehr, sehr verliebt, ham ziemlich schnell geheiratet, waren sehr jung. Die waren glaub ich, 20 oder so, also ganz jung. Also sind 1938 geboren und 1960 haben sie geheiratet und 1961 wurde ich dann geboren. Die waren wirklich jung. Und dann halt diese, also meine Oma, die muss, also war eine furchtbare Frau, ja also intrigant bis zum Abwinken, also wirklich. Also Entschuldigung, dass ich's so sage, aber es ist wirklich so, und dann halt, ich weiß auch nicht, irgendwie und da war halt das eigentlich, die ganzen Umstände waren einfach auch so, schlicht und ergreifend. (RS 550–561)

Roswithas Geburt spielt bei ihrer Problembeschreibung keine dominierende Rolle und das, obwohl die Geburt eines behinderten Kindes bereits zu einem sehr frühen Zeitpunkt der Ehe und in einem jungen Alter der Eltern geschah. Fast beiläufig führt Roswitha den Umstand ihrer Geburt als eine zusätzliche Belastung ein, ohne sie zum Zentrum des Problems der familialen Konfliktkonstellation zu machen. In das Zentrum des Problems wird die Person der Großmutter gerückt, die als „intrigant“ geschildert wird und so eine Atmosphäre erzeugte, die einen vertrauensvollen und solidarischen Umgang zwischen den Familienmitgliedern und Generationen verunmöglichte. Die ganze Erzählung dreht sich um die mangelhafte Souveränität des Vaters und die Dominanz der Großmutter. Die Geburt einer behinderten Tochter stellte

lediglich einen weiteren Faktor in einer ganzen Reihe von belastenden Rahmenbedingungen dar, denen die Familie ausgesetzt war.

R: Ja, und dann, ich kann mich noch erinnern, mein, als mein Bruder geboren wurde mit, also der wurde 1978 oder so, nee früher, ist ja wurscht. Jedenfalls, als der geboren war und dann so 'n bissl älter, was weiß ich, so vier oder fünf, da hat dann mein Opa, also mein Opa lebte damals noch und der hat dann zu meiner Schwester gesagt, die ein paar Jahre älter als mein Bruder ist: Und dann sagte mein Opa zu ihr, also wenn du nicht ab und zu mal durchgreifst, dann wird aus dem Kerle nix. Also das heißt, meine Schwester sollte so die Mutterrolle bei meinem Bruder übernehmen. Weil mein Opa eben gesehen hat, also das war auch nicht schwer zu erkennen, dass meine Eltern also nicht in der Lage sind, da 'ne anständige Erziehung zustande zu bringen. Und das find ich, ist schon 'n Armutszeugnis für Eltern. Ja. Und ich mein, ich spür das zum Teil heute noch, also dass ich so unentschieden bin und so Sachen, dass, also das führ ich zum Teil auch auf, auf diese, auf diese nicht Fisch-und-nicht-Fleisch-Erziehung zurück. (RS 563–579)

Diese längere Belegerzählung, die auf die Erziehungsdefizite der Eltern zurückkommt, nimmt wiederum nicht Roswitha und ihre Behinderung in den Blick, sondern bezieht sich auf die Situation, als ihr Bruder, der jüngste in der Geschwisterreihe, geboren wurde. Diese Geburt erhält in Roswithas Erzählung einen Stellenwert, der dem ihrer eigenen Geburt gleich kommt. Die Geburt des Bruders ist ein weiteres Indiz für das Versagen der elterlichen Erziehungskompetenzen. Diesmal ist es die Figur des Großvaters, der als eine Autorität eingeführt wird. Er erhebt die Schwester von Roswitha, die zu dieser Zeit selbst noch ein Kind war, unter Umgehung der Eltern in den Rang einer Erziehungsperson. Hier kündigt sich bereits der Rollenkonflikt an, in dem sich die Schwester von Roswitha später wiederfinden wird: als (selbst-ernannte) Verantwortliche und Mutter- beziehungsweise Elternersatz in Sachen Erziehung ihrer Geschwister.

Die Erziehungsdefizite der Eltern, denen nicht nur Roswitha, sondern auch ihre Geschwister ausgesetzt waren, werden von ihr nicht in einen behinderungsspezifischen Kontext gestellt. Sie hinderten Roswitha nicht an der Entwicklung ihrer Selbstständigkeit, da sie sich durch die Heimunterbringung den elterlichen Einflüssen früh entziehen konnte.

Postnatale Diagnostik: Verhandlungen über die behinderte Tochter

I: Kann das sein, dass deine Eltern in Anführungszeichen auch nichts falsch machen wollten und dadurch aber grade/

R: Genau! Ja. Ganz sicher! Also dass sie eben nix falsch machen wollten und deswegen ham sie sich auch nicht getraut, Entscheidungen zu treffen oder haben auch keine Entscheidungen getroffen. Also die einzige Entscheidung, die sie jetzt in Bezug auf

mein Leben getroffen hatten, war eben, mich ins Heim zu tun. Damit war das Problem aus der Welt, erst mal. (RS 580–587)

Interessant ist, dass die Interviewerin latent eine Interpretation anbietet, die die elterlichen Erziehungsschwächen auf eine *behinderungsbedingte* Überforderung zurückführen möchte. Damit wird die Gemeinsamkeit, die Roswitha in diesem Punkt zwischen ihren Geschwistern ausgemacht hat, ignoriert. Roswitha nimmt das Interpretationsangebot begeistert auf – ohne allerdings das Problem der elterlichen Entscheidungsschwäche auf ihre eigene Situation und Person zu reduzieren. Ganz im Gegenteil: Roswithas Behinderung hat die Eltern zu einer konkreten, ihrer „einzigen“, Entscheidung veranlasst, nämlich ein „Problem aus der Welt“ zu schaffen. Insofern ist Roswitha eher ein Anlass für den Ausnahmefall elterlichen Durchsetzungsvermögens.

Die Interviewerin greift nun die von Roswitha erwähnte elterliche Entscheidung auf und stellt eine erzählgenerierende Nachfrage:

I: Weißt du, wie es zu dieser Entscheidung gekommen ist, wer daran beteiligt war?

R: Ja, also das war der Pfarrer im Dorf und noch der Arzt, der, also unser Hausarzt, unser damaliger. Und das war also ein ziemliches Hin und Her, zuerst hat's geheißen, ja wir tun sie ins Heim und es war ja auch gar nicht klar, dass ich überhaupt so alt werde mit, also dass ich überhaupt sechs Jahre werde, ich bin ja notgetauft worden seinerzeit zu meiner Geburt, weil sie alle geglaubt ham, ich überleb das gar nicht. Und dann hab ich's aber doch überlebt, Gott sei Dank! Und dann ging's halt drum, ja wo kommt sie in die Schule. Und wie geht das alles weiter. Und es gibt also da auch 'n ziemlichen Schriftverkehr mit'm Krankenhaus in W., also jetzt nicht, was meine schulische Sache betrifft, sondern mehr so, was wird aus mir überhaupt, oder was, wie geht das weiter und so weiter. Und da ham sie halt dann zuerst gesagt, nein, sie kommt in die Schule in Kaisersdorfen, also das ist die nächstgrößere Stadt. Und dann gab's eben da Probleme mit dem Schulrat oder ich weiß nicht mehr genau und dann ham sie eben, also ich hab fast die Befürchtung, dass sie einfach Angst hatten vor der Auseinandersetzung mit den Leuten im Dorf und mit den, dass die anderen Kinder mich blöd anschauen und solche Geschichten. Und dass sie deswegen dann gesagt ham, ne wir tun sie jetzt ins Heim, dann ist sie weg und kann sich da in Ruhe entfalten sozusagen. Ich mein, wie gesagt, ich bin froh, dass es so gekommen is. Bin ich wirklich. Doch. Trotz allem. (RS 590–609)

Die Eltern waren zur damaligen Zeit einer ganzen Reihe von externen Einflüssen ausgesetzt. So erwähnt Roswitha neben den bereits genannten Großeltern den Pfarrer und den Hausarzt. Das „ziemliche Hin und Her“ manifestiert sich in einem Spannungsfeld, in dem sich ihre Eltern befanden und das durch die Koordinaten Herkunftsfamilie, Kirche und Gesundheitssystem bestimmt war. Insofern weist das elterliche Verhalten auch in diesem Fall eher wenig Souveränität auf. Auf klerikalen und ärztlichen Rat hin erfolgte eine

Nottaufe. Roswithas Überleben erscheint so gewissermaßen als Akt körperlichen Widerstands gegen die Prophezeiungen der offiziellen, im bäuerlich-dörflichen Milieu ihres Elternhauses anerkannten Institutionen, repräsentiert durch die Personen des Pfarrers und des Hausarztes.

Die Passage bietet noch ein weiteres Deutungsmuster an, das die Ambivalenz der Heimunterbringung hervorhebt. Die Einschulung wäre offenbar auch ohne gleichzeitigen Internatsaufenthalt zu realisieren gewesen, womit die räumliche Trennung vom Elternhaus und dessen sozialer Umgebung verhindert hätte werden können. Offensichtlich scheiterte eine solche Lösung an organisatorischen Problemen. Möglicherweise hätte eine solche Integrationsmaßnahme die organisatorische Flexibilität der wohnortnahen Schule damals überfordert. In den „Problemen mit dem Schulrat“ sind unschwer die zeittypischen Bedenken und Widerstände gegen die Aufnahme eines Kindes mit körperlichen Einschränkungen in eine Regeleinrichtung zu erkennen.

Roswitha hingegen macht etwas anderes zu schaffen. Sie äußert eine „Befürchtung“: nämlich dass die Scheu der Eltern vor den „Auseinandersetzungen mit den Leuten im Dorf“ sowie das Bedürfnis, sich und Roswitha den Reaktionen einer vertrauten Öffentlichkeit zu entziehen, die letztendlich ausschlaggebenden Gründe für die Heimunterbringung gewesen sein könnten. Somit wäre auch diese elterliche „Entscheidung“ eigentlich keine intentionale und souveräne, sondern fremdbestimmt und getrieben von Ängsten. Eine Form der Abschiebung, um Unannehmlichkeiten und Konfrontationen aus dem Weg gehen zu können, unter dem Deckmantel, das Beste für die Tochter zu wollen.

Roswitha kann sich diese Interpretation der elterlichen Motive nicht ungebrochen zu Eigen machen, denn ihre Selbstständigkeit will sie ja als Eigenleistung verstanden wissen. So muss sie sich dankbar zeigen gegenüber einer Entscheidung, die sie als umso schmerzhafter empfinden muss, je deutlicher sie sich die vermuteten elterlichen Motive vor Augen führt. Wie sehr sie mit dieser ambivalenten Haltung kämpft, macht ihre abschließende wiederholte Bekräftigung deutlich („wie gesagt, ich bin froh, dass es so gekommen ist. Bin ich wirklich. Doch. Trotz allem“).

Die Interviewerin irritiert allerdings der Umstand, weshalb eine solchermaßen motivierte Heimunterbringung erst zum Zeitpunkt der anstehenden Einschulung aktuell wurde – denn eine Konfrontation von Roswitha mit dem sozialen Umfeld bestand zu diesem Zeitpunkt ja schon sechs Jahre lang.

I: Also der Zeitpunkt ist eigentlich durch den Schuleintritt bestimmt worden. Also dass man es jetzt nicht mit vier überlegt hat oder mit acht, sondern zum Schuleintritt.

R: Ja. Also es gab, also das Interessante war dann eben die Schule, die Einschulung. Was, was passiert da. Und vorher war's klar, also war's, soviel ich weiß, kein Thema, dass ich wegkomme. Also da war ich auch da und es war auch ok. Glaub ich. Doch. Also, also die Informationen, die ich jetzt habe, von meiner Tante, also die, meine Patentante ist die Schwester meines Vaters, die eben auch damals noch im Haus gelebt

hat, und von der weiß ich halt so'n bisschen was, ne. Also von meinen Eltern weiß ich ja nix. Und die hat eben damals gesagt, also mein Opa war damals auch sehr vernünftig. Also der Opa – ich mein der andere Opa war ja, den hab ich ja nie kennen lernen, der Vater meiner Mutter – also und der hat das eben auch alles ... und der hat gesagt, also sie ist jetzt da und jetzt müssen wir halt das Beste draus machen. Der hat dann sozusagen 'n Machtwort gesprochen bei den Eltern, also bei meinen Eltern auch. Die hatten natürlich großen Stress miteinander. Es war dann soweit so, dass meine Mutter meinem Vater die heftigsten Vorwürfe gemacht hat, er wäre Schuld an meiner Behinderung, bis sich dann eben herausstellte, dass es dieses Medikament war. So. Also das war, also müssen wahnsinnige Streits abgegangen sein im Haus. Und dann muss mein Opa wohl wirklich gesagt haben: Schluss jetzt, sie ist jetzt da und es ist so wie es ist und wir müssen damit zurechtkommen. Und so war's dann auch und dann war Ruhe oder, oder auch nicht, weiß ich nicht. [lacht] (RS 610–640)

Diese Nachfrage generiert eine weitere Schilderung mit erzählenden Elementen, die Licht in die Kommunikationsstrukturen und Konfliktlinien des Elternhauses bringen und mit einer im bisherigen Verlauf des Interviews nicht spürbar werdenden Unmittelbarkeit Roswithas Behinderung zum Thema macht. Roswitha schränkt allerdings ein, dass sie diesbezüglich teils auf Vermutungen, teils auf Aussagen ihrer damals im Elternhaus wohnenden Patentante angewiesen ist. Die übrigen Familienmitglieder, allen voran die eigenen Eltern, beziehen in diesem Punkt bis heute keine Position. Es handelt sich hierbei um Familienthemen, die im Familienkreis bis heute tendenziell tabuisiert sind. So kann Roswitha nur vermuten und hoffen, dass die Überlegung einer Heimunterbringung vor dem Eintritt der Schulreife in der Familie „kein Thema“ war.

Allerdings stellt Roswitha die Akzeptanz der Familie ihr gegenüber als Ergebnis einer machtvollen Entscheidung ihres Großvaters väterlicherseits dar. Dieser Großvater hat mit seinem Machtwort das Ende der Diskussionen um gegenseitige Schuldzuweisungen hinsichtlich der Verantwortung für die Tatsache, ein behindertes Kind bekommen zu haben, markiert. Roswitha spricht davon, dass ihre Behinderung zu großen Konflikten zwischen ihren Eltern geführt hat, die darin gipfelten, dass ihre Mutter den Vater für die Situation verantwortlich gemacht hat. Offensichtlich spielten sich diese Auseinandersetzungen in einer Phase ab, in der der Grund für die Behinderung noch unklar war. Erst eine kausale medizinische Erklärung sorgte dafür, dass die Eltern sich von der Verantwortung für die Behinderung entlastet fühlten. Dem Machtwort des Großvaters, das zugleich das Ende der Diskussionen und den Beginn der familialen Tabuisierung des Themas behinderte Tochter bedeutete, gewinnt Roswitha eine gewisse Vernunft ab. Es hieß für sie, dass die Familie sich nunmehr mit ihrem Dasein abzufinden versuchte, ihr quasi eine Existenzberechtigung zubilligte. Die daraufhin einsetzende „Ruhe“, von der Roswitha spricht, ist im Nachhinein als trügerisch und latent gefährdet

zu werten, denn Roswitha muss sie von ihrem heutigen Blick aus in Zweifel ziehen. Handelte es sich doch um eine Ruhe, die ihr gegenüber möglicherweise auch inszeniert war, denn letztendlich entzieht es sich ihrer Kenntnis, auf welche Weise ihre Behinderung während ihrer Kindheit in der Familie verhandelt wurde.

Die Interviewerin bezieht sich mit ihrer folgenden Nachfrage darauf, dass Roswitha diese Einschätzungen nicht auf der Basis eigener Erfahrungen getroffen hat, sondern diesbezüglich auf die Erzählungen ihrer Patentante angewiesen ist. Deshalb erkundigt sie sich nach Roswithas späteren Erfahrungen, als ihre Geschwister geboren wurden und sich die Beziehungskonstellationen in der Familie dadurch wieder änderten.

I: Und als du dann älter geworden bist, hast du dann das irgendwie gespürt, also dass da mal so große Zweifel und Stress da waren oder ist es dann einfach Alltag gewesen, als das zweite Kind kam, dann irgendwann auch noch dein Bruder. Also dass das dann eben so unsere drei Kinder sind?

R: Ich glaub schon, dass dann Ruhe, also dass wirklich auch Ruhe war. Aber irgendwie mehr so 'ne, also es war jetzt kein, kein Frieden in dem Sinne, dass alle jetzt ihren Frieden gemacht hätten mit mir oder ich mit denen. Also zu der Zeit jedenfalls nicht. (RS 641–646)

Hier bekräftigt Roswitha den Eindruck, den sie zuvor schon vermittelt hat. In der Familie herrschte ein Zustand der Ruhe nach außen, aber kein Zustand eines inneren Friedens zwischen den Familienmitgliedern. Kennzeichnend für die damals vorherrschende Familienatmosphäre waren wohl nicht ausgetragene wechselseitige Vorhaltungen und unausgesprochene Vorwürfe.

Roswitha deutet hier an, dass auch sie mit ihrer Familie zu dieser Zeit keinen „Frieden“ geschlossen hat. Für diesen Zustand liefert sie allerdings keine Belegerzählung.

Ambivalente Heimerfahrung II: Erzwungene Selbstsozialisation

Roswitha fährt mit einer ausführlichen Argumentation fort, die um ihre Eigenleistungen in Sachen Entwicklung einer selbstständigen Persönlichkeit kreist und schließlich in eine Art Selbstcharakterisierung mündet.

R: Also ich war eigentlich immer, also ich hab immer so 'ne, so 'ne, also ich mein, ich hab ja dann mein eigenes Leben entwickelt, ab, mit dem, also mit dem Beginn des 6. Lebensjahres, ne. Also ich war ja dann nie daheim. Ich hab ja dann mein eigenes Leben geführt. Ich hab mir dann, ich hab mich dann irgendwie, also ich hab mich dann einfach entwickelt, so wie ich halt geglaubt hab, dass es in Ordnung ist und hab halt Grenzen erfahren durch die ganzen Erzieherinnen und Erzieher im Heim, denen ich halt in Neustadt und später dann Berndorf zu tun hatte. Und hab mich halt dann entwickelt,

ohne meine Familie in dem Sinn. Und ich würd' sagen, dass ich sehr, also ich hab dann halt, ich musste halt dann sehen, wo ich bleibe. Und ich bin dann ziemlich egoistisch geworden. Also ich hab dann nicht mehr viel nach anderen gefragt, sondern ich musste halt wirklich sehen, dass ich auf meine Kosten komme. In so 'ner Gruppe, musste die Bezugspersonen teilen, die wechseln alle paar Jahre oder so, ne. Und da war mir das dann egal, was jetzt andere von mir denken oder so, oder wie ich mich verhalte, ob das jetzt ok ist oder rücksichtsvoll oder liebevoll oder so in dem Stil, da hab ich irgendwie nie auch 'ne Rück-, also ich hab da keine Rückmeldung gekriegt von anderen Leuten. Ob, wie das jetzt ankommt, ob das ok ist, oder, weißt schon, ja? Ja. Und ich muss auch sagen, dass ich da schon ziemlich über Leichen gegangen bin zum Teil, also ich mein, das ist auch, also es war 'ne schwere Zeit für mich. (RS 647–667)

Roswitha kann sich bis zu einem gewissen Grad die Auseinandersetzung mit den innerfamiliären Spannungen ersparen, da sie ja seit ihrem sechsten Lebensjahr räumlich getrennt von der Familie aufwächst. In dieser Zeit war sie mit anderen Dingen beschäftigt: mit der Führung ihres „eigenen Lebens“. Die Maßstäbe dieser Selbstsozialisation entwickelt sie selbst, ihre wichtigen grenzensetzenden Bezugspersonen sind die Erzieherinnen und Erzieher im Heim und nicht ihre Eltern oder ihre erweiterte Familie.

Roswitha beginnt nun die bereits bekannte Interpretation ihrer Heimerfahrung zu differenzieren. Die Leistung, sich ein eigenes selbstbestimmtes Leben erarbeitet zu haben, wird jetzt nicht mehr ausschließlich als positiv dargestellt – denn sie bestand auch darin, sich auf Kosten von anderen durchzusetzen und somit egoistische Verhaltensweisen an den Tag zu legen. Roswitha verweist in diesem Kontext auf die strukturellen Probleme eines Lebens im Heim. Knappe personelle Ressourcen zwangen dazu, sich Bezugspersonen teilen zu müssen, sich an den Wechsel von Bezugspersonen zu gewöhnen. Im wahrsten Sinne des Wortes musste man sehen, wo man bleibt – sich andauernd neu zu positionieren, um die Gunst der Bezugspersonen zu buhlen, die eigenen Ansprüche gegen andere durchzusetzen. Eindrucksvoll beschreibt Roswitha das Konkurrenzverhältnis zwischen ihr und den übrigen Heimbewohnerinnen und Heimbewohnern. Nicht die Integration in die Gruppe der Peers macht sie hier zum Thema, sondern den Kampf der Stärkeren um knappe Ressourcen. Nicht das Image in der Gruppe ist entscheidend gewesen, sondern die Erringung eigener Vorteile. So führte die Heimsozialisation zwar zur Entstehung von Durchsetzungsfähigkeit und Selbstbewusstsein, ist aber der Entwicklung sozialer Kompetenzen kaum förderlich. Roswitha unterschied sich in ihrem Verhalten offenbar kaum von den anderen – denn sie schien ihr rücksichtsloses Verhalten nicht negativ gespiegelt bekommen zu haben. Möglicherweise ist dies auch der Grund, weshalb Roswitha nicht über mangelnde Gruppenkohäsion klagt oder sich im Heim isoliert fühlt. Stattdessen zeichnet sie das Bild eines Kampfes jede(r) gegen jede(n), bei dem die Bereitschaft ausgeprägt ist, „über Lei-

chen zu gehen“, der also gewissermaßen existentielle Züge trägt. Es handelt sich um das soziale Überleben. Roswitha resümiert diese Erfahrung als „schwere Zeit“, ist also weit davon entfernt, mit dem Positiven, das sie heute dieser Lebenserfahrung abzugewinnen weiß, eine retrospektive Romantisierung ihrer Heimunterbringung zu betreiben.

Die Interviewerin versucht mit der folgenden Intervention noch eine Belegerzählung zu evozieren:

I: Hast du da mal ein Beispiel, was du damit jetzt meinst?

R: Mit dem Über-Leichen-gehen? //I: Ja.// Naja, dass ich zum Beispiel auch dann meine Mutter ungerecht behandelt habe oder dass ich also so'n richtig konkretes Beispiel fällt mir jetzt ehrlich gesagt im Moment grad nicht ein. Aber ich war, also ich war bestimmt nicht die Liebste auf der Welt, ganz sicher. [lacht] Und ich mein, es ist klar, irgendwie leuchtet das auch ein, auf Grund dessen, dass man einfach auch, also ich fühlte mich wirklich abgeschoben. Man kann's, ich kann's nicht anders nennen. Und das war die einzige Möglichkeit für mich, zu überleben. Zu dieser Zeit. (RS 668–680)

Hier macht Roswitha deutlich, dass der Überlebenskampf im Heim auch von einer Art Selbstschutzstrategie gekennzeichnet war, sich gegenüber der (auch familialen) Außenwelt abzuschotten, Empathiebereitschaft zu verweigern. Heute steht sie dieser Situation mit einer gewissen Distanz gegenüber, die sie lachen lässt, da sie inzwischen ihr Verhalten auch aus der Position der anderen betrachten kann und sich dabei als wenig liebeswürdige Person handeln sieht. Aus heutiger Sicht kann sie ihr damaliges Verhalten nachvollziehen, denn sie fühlte sich abgeschoben, wofür sie ihre Eltern und deren fehlenden Mut verantwortlich macht. So rührt Roswithas charakterliche Selbstbeschreibung aus den Erfahrungen eines Zwei-Fronten-Kampfs her: der Entwicklung einer Überlebensstrategie im Kontext der strukturellen Bedingungen der Institution Heim und der Bewältigung des Gefühls, aus dem Elternhaus ausgeschlossen worden zu sein.

I: Mhm. Also hat man dich in diesen Entscheidungsprozess auch gar nicht einbezogen.

R: Nee, mit sechs Jahren war das also irgendwie, also ich hab das dann, wie gesagt, mit 14 hab ich dann wirklich angefangen, die Entschei-, also ich hab dann auch, was weiß ich, Reisen gemacht und hab die halt dann gemacht. Und meine Eltern ham's mir meistens erlaubt. Mit, also ab 14, seitdem ich 14 war. (RS 681–686)

Der Zeitraum zwischen dem sechsten und dem vierzehnten Lebensjahr ist als die Phase anzusehen, in der sie einerseits unter der Abschiebung litt, andererseits sich aber auch gezwungen sah, sich gegenüber den anderen durchzusetzen, wenn sie psychisch überleben wollte. Im Alter von vierzehn Jahren hat sie damit begonnen, selbstverantwortete Entscheidungen zu treffen. Dazu zählt sie zum Beispiel Reisen, zu denen ihre Eltern zwar aufgrund

ihrer Minderjährigkeit zustimmen mussten, die sie aber dennoch als Ausdruck eigenständigen Willens darstellt. Die Eltern stellten sich dem in der Regel nicht in den Weg.

Selbstbestimmtes Engagement I: Die religiöse Phase

R: Und, also ich hab dann auch viele, viele Sachen erlebt und viele Leute kennengelernt und kam dann zum Beispiel auch zu den Baptisten. Das ist 'ne evangelische Freikirche. Und dort hab ich mich dann taufen lassen und war dann eben so 'ne entschiedene Christin und lauter so Sachen. Und dann ham sie halt geglaubt, ich wär jetzt bei 'ner Sekte gelandet. Und das hab ich halt alles gemacht in dieser Zeit, also so von 14 bis zwanzig, ja 19, 17, 18, 19 so was um den Dreh. Da hab ich halt wirklich auch, also da hab ich die Welt kennen gelernt, sag ich jetzt mal so, mit allem was, und dann in N. noch mal, noch mal intensiver so mit den ganzen Männersachen und so. Ja. (RS 686–693)

Roswithas Selbstverständnis als eigenständig handelnde Person macht sie nicht nur an der realisierten Sexualität fest. Die erwähnten Reisen stehen sowohl für eine räumliche wie eine soziale Horizonsweiterung. Roswitha agiert seit dem vierzehnten Lebensjahr in einem Raum, dessen milieugebundene Grenzen weder durch das Elternhaus noch durch das Heim festgesetzt sind. Die Überschreitung der bisherigen lebensweltlichen Rahmenbedingungen erfolgt auch in emotionaler Hinsicht. Obwohl aus einer süddeutschen bäuerlichen Familie stammend, lieferte Roswitha bisher keinen Hinweis auf eine praktizierte Religiosität der Familie. Die Zuwendung zu einer evangelischen Freikirche und die Entscheidung, sich taufen zu lassen ist – das belegt auch die Aussage, zu Hause habe man diese Gemeinschaft als Sekte eingeordnet – als ein Akt anzusehen, der im Widerspruch zu den familialen Gepflogenheiten und Identifikationsmustern steht, seien diese nun katholisch oder eher säkular orientiert. Roswithas religiöse Selbstbindung ist dabei Ausdruck eigener Aktivität, sie beschreibt ihre Entscheidung nicht als ein Ergebnis äußerer Beeinflussung oder Fremdbestimmung, sondern als Beginn einer entschieden vertretenen Überzeugung.

Erste Integrationserfahrungen: Neujustierte Verhältnisse

Auffällig ist die nachgeschobene Bemerkung, dass das von ihr ins Spiel gebrachte Datum des vierzehnten Lebensjahres zusammenfällt mit einem Wechsel des Lebensmittelpunkts. Sie zieht mit etwa dreizehn Jahren in ein anderes Heim. Was diese neue Umgebung für Roswitha bedeutet hat, bleibt an dieser Stelle des Interviews unbesprochen.

I: Also in der Zeit mit 14 Jahren da warst du noch in Neustadt oder?

R: Nee, also ich war von, ich war von sechs bis 13 in Neustadt und von 13 bis 19 in Berndorf und dann bin ich hierher gekommen mit 19 oder mit 18 oder 19 so was, kam ich dann hierher. Und seitdem bin ich in N. (RS 694–697)

Die Interviewerin fragt nach dem Anlass für den Heimwechsel und vermutet, dass er aus schulischen Gründen erfolgt ist, was Roswitha bestätigt.

I: Und der Wechsel von Neustadt nach Berndorf, ist das aus schulischen Gründen gewesen?

R: Genau, das war aus schulischen Gründen, weil ich, ich war zu faul fürs Gymnasium und zu gut für die Hauptschule. Und in Berndorf war 'ne Realschule, wo körperbehinderte Leute unterrichtet wurden. Und da, das war so 'ne Integrationsschule, also wir, also die Behinderten waren alle im Internat untergebracht und wir sind jeden Morgen mit dem Bus in die Schule gefahren worden und das war 'ne Sprengelschule, 'ne ganz normale und da sind halt dann alle nichtbehinderten Kinder der Umgebung auch hingebacht worden. Eine Riesenschule. Und das ham wir dann eben dort, hab ich dann eben auch sozusagen das erste Mal in meinem Leben richtig mit nichtbehinderten Leuten Kontakt gehabt. Also vorher war das ja alles gar nicht, das war dann die Familie und in Neustadt das war 'n Heim für körperbehinderte Kinder und Jugendliche und Sonderschule. Also wir waren nur Behinderte in der Schule. Wir waren, es war 'ne Sonderschule für Körperbehinderte. Ganz kleine Klassen. Ja. (RS 698–720)

Roswitha erwähnt zuerst ihre mangelhaften schulischen Leistungen beziehungsweise ihre fehlende Motivation, die es angeraten sein ließen, einen Schulwechsel ins Auge zu fassen. Die Entscheidung, die Hauptschule zu verlassen und keinen Übertritt in ein Gymnasium anzustreben, sondern in eine Realschule zu wechseln, entsprach demnach Roswithas Leistungsvermögen. Die Ebene der reinen pädagogischen Überlegungen verlässt Roswitha erst, als sie von der Realschule spricht, auf die die Wahl gefallen war und die dann ihren zukünftigen Lebensmittelpunkt ausmachte. Bei der Entscheidung für diese Realschule spielten ganz offensichtlich die körperlichen Voraussetzungen von Roswitha eine Rolle. Allerdings spricht Roswitha nicht von den Argumenten, die für diese Schule sprachen, auch nicht von den letztendlichen Trägern dieser Entscheidung. Stattdessen bleibt sie auf einer rein deskriptiven Ebene. Die neue Schule befand sich noch weiter vom Elternhaus entfernt, ein Umstand, der an dieser Stelle unkommentiert bleibt. Es handelt sich hier um eine „Integrationsschule“, im Gegensatz zur vorherigen Sonderschule, in der „nur Behinderte“ unterrichtet wurden.

Roswitha identifiziert sich hier bruchlos mit Körperbehinderten („wir, also die Behinderten“). Auffallend ist, dass dieses Wir-Gefühl sogleich mit der grammatikalischen Verwendung passiver Formen einhergeht, die für Roswithas Erzählstil nicht typisch ist. So waren die Behinderten im Internat untergebracht und wurden jeden Morgen mit dem Bus in die Schule gefah-

ren. In diesen Formulierungen findet sich keine Spur der eben noch so eindrucksvoll geschilderten Eigenaktivitäten. Zugleich steht der schulische Alltag an diesem Ort im Zeichen einer als neu erlebten Integration und damit für die Überschreitung des gewohnten Milieus unter Körperbehinderten und Sonderschülern. Die neue Schule ist zudem nicht nur eine Integrationschule, sondern auch eine Sprengelschule, weshalb auch die nichtbehinderten Schülerinnen und Schüler mit Verkehrsmitteln aus der Umgebung herangeschafft werden mussten. Die Unterbringung im Internat stellt für Roswitha damit nicht nur eine Sondersituation dar, in die sie sich als körperbehinderte Schülerin gestellt sieht, sie bedeutet auch ein Stück geteilte Lebenswirklichkeit, insofern es sich bei den Realschülerinnen und Realschülern überwiegend um Fahrschülerinnen und Fahrschüler handelt. So betont Roswitha das „ganz Normale“ dieser Sprengelschule, deren Besonderheit eher in ihrer riesigen Dimensioniertheit liegt.

Zum ersten Mal in ihrem Leben befindet sich Roswitha in einer nach ihren Worten ganz normalen Umgebung, zu der auch „Behinderte“ zählen. Diese Normalität grenzt sie nicht nur von ihrer bisherigen Heimumgebung und der damit verbundenen Sonderschulsituation ab, sondern auch von ihrem familialen Kontext, in dem sie ihre ersten sechs Lebensjahre verbracht hat. Die nun beginnende Zeit der eigenen Entscheidungen steht somit für Roswitha einerseits im Zeichen einer Normalisierung, insofern ihre Lebenswelt von jetzt ab nicht mehr milieumäßig um Körperbehinderung zentriert ist, andererseits steht die kommende Zeit für einen weiteren Schritt der Ablösung vom Elternhaus und dessen milieumäßigen Beschränkungen. Der Integrationsdiskurs, der entlang der binären Opposition behindert/nicht-behindert geführt wird und der Selbstständigkeitsdiskurs, der entlang der Opposition Lebensmittelpunkt Elternhaus/Ablösung vom Elternhaus geführt wird, bedingen so einander.

I: Wie hast du das erlebt, also in jeder Beziehung, was die Schule betrifft und auch eben, wie du sagst, das erste Mal, dass es keine isolierte Situation mehr war?

R: [10 Sek. Pause] (RS 723–725)

Die Erzählaufforderung, diese neue Lebenssituation zu illustrieren, scheitert (eine im bisherigen Verlauf des Interviews erstmalig in diesem Maße auftretende Reaktion). So sieht sich die Interviewerin veranlasst, ihre Nachfrage zu präzisieren. Dabei verengt sie die Perspektive nicht nur auf den Alltag, sondern liefert mit ihrer Frage nach den näheren Wohnbedingungen einen direkten inhaltlichen Impuls. Insofern ist die folgende Antwort Roswithas als unmittelbare Reaktion auf die Intervention der Interviewerin zu betrachten. Roswitha verfolgt die Frage nach dem eigenen Zimmer nicht weiter, sondern setzt im Fortgang ihrer Antwort wieder eigene Schwerpunkte.

I: Wie hat der Alltag zum Beispiel dort ausgesehen? Hattest du da zum Beispiel ein eigenes Zimmer?

R: Ne, hatt' ich auch nicht. Also ich hatte, ich war eigentlich, ich hatte nie 'n eigenes Zimmer, bis ich nach N. kam. Also ich hatte, tja, also was sich mir sehr eingepägt hat, war damals, als ich dann nach, nach von Neustadt nach Berndorf wechselte war, dass ich also ziemlichen Anfeindungen ausgesetzt war von den, von meinen Mitschülerinnen. Mit denen hab ich am Anfang das Zimmer geteilt und die ham mich also geärgert, wo's nur ging. Es war furchtbar. Und niemand hat, also ich hatte nicht das Gefühl, dass sich jemand mit mir solidarisiert hätte, dass ich jetzt da 'ne Unterstützung erfahren würde von was weiß ich Pädagogen oder so – gar nix. Das war mit, also am Anfang war's wirklich schlimm und später hab ich dann Freundinnen gefunden, das war auch 'ne schöne Zeit, aber am Anfang war's schlimm, das erste Jahr so was. Aber es muss wohl irgendwie auch so 'n Ritual gewesen sein, dass so Neue erst mal gepiesackt worden sind, so, ja. Und das hab ich im, wie gesagt, auch schon fast selber in die Wege geleitet, dass ich dort zur Realschule ging, ja. (RS 726–746)

Der Wechsel des Lebensmittelpunkts bedeutete für Roswitha zunächst, sich in ihrer Umgebung wieder neu zu integrieren und zu positionieren. Bei der Schilderung der Schwierigkeiten, die mit dieser Anfangszeit verbunden waren, erwähnt Roswitha ihre Körperbehinderung nicht. Vielmehr lassen sich in den Auseinandersetzungen, die sie mit ihren Mitschülerinnen und Zimmergenossinnen austrägt, unterschiedliche Konfliktlinien erkennen. Roswitha steht alleine gegen eine Gruppe und sie erfährt keine Unterstützung oder Solidarität von Seiten der Pädagoginnen und Pädagogen – eine Konstellation, die an ihre Schilderung des Auf-sich-allein-gestellt-Seins während ihrer ersten Heimphase erinnert. Möglicherweise handelt es sich auch um ein Verhältnis zwischen ihr als Außenseiterin und einer Gruppe von Etablierten im Eliasschen Sinne.⁴ Roswitha deutet an, dass sie ein Neuzugang war, während ihre Mitschülerinnen schon länger Gelegenheit gehabt haben, sich miteinander vertraut zu machen. Ihre Behinderung bringt sie dabei nicht als Argument ins Spiel – auch erfahren wir nicht, worin der Ärger bestand, den ihre Mitbewohnerinnen entfachten. Nach einem von Roswitha als sehr belastend evaluierten ersten Jahr der Eingewöhnung beschreibt sie ihre soziale Integration in der neuen Umgebung als weitgehend gelungen. Sie hatte schließlich Freundinnen gefunden und fortan eine „schöne Zeit“ in der neuen Umgebung. Die Probleme als Neue verbucht sie rückblickend als „normal“, insofern jeder Neuzugang ritualisierterweise eine solche Behandlung erfahren dürfte, ungeachtet der individuellen Person oder Lebenslage.

Auffallend ist die beiläufige Bemerkung Roswithas, dass die Entscheidung, die mit einem Ortswechsel verbundene Realschule zu besuchen, „schon fast“ ein Ergebnis eigener Initiative gewesen sei. Roswitha reklamiert hier

4 Vgl. Elias/Scotson (1965).

für sich einen ersten Ansatz zu selbstständigem und eigenmotiviertem Handeln. Diese Bemerkung wirkt wie ein Einschub zwischen der Schilderung zweier großer Belastungen: der anfänglichen sozialen Integrationsprobleme auf der einen Seite und ihr Bettnässerproblem auf der anderen Seite.

Lesarten des Körpers I: Die Macht des medizinischen Diskurses

R: Und was ich auch noch weiß, ich hab also bis, bis ich 14 war, hab ich nachts noch ins Bett gemacht. Das weiß ich auch noch, dass ich da eben dann, da war 'n Psychologe und der hat dann gesagt, also das muss aufhören oder es wär vielleicht nicht schlecht oder so und hat dann eben mit mir so 'ne klassische Konditionierung gemacht, dass ich eben nachts nicht mehr ins Bett mach. Und es ne, also es war toll, ich kann's nicht anders sagen.

I: Mhm. Was meinst du mit „klassische Konditionierung“?

R: Ich hab dann so 'n, also ich hab dann erst mal ein eigenes Zimmer bekommen, weil in meine Schlüpfer so 'ne, so 'ne Art Elektrik verlegt worden ist, dass ich eben geweckt werde, wenn ich pinkel, in der Nacht. Und dann hab ich eben 'ne Zeit lang in 'nem eigenen Zimmer geschlafen, damit die andern nicht aufgeweckt werden durch dieses Klingeln, dieses Geräusch. Ich weiß nicht, kennst du das?

I: Jetzt wo du's sagst, kenn ich es. War das für dich nicht auch stressig, ich mein, wenn man schläft und man wird dann ...

R: Es war freilich stressig, aber es war, ich war hinterher war ich überglücklich, dass ich jetzt endlich nachts nicht mehr ins Bett mache. Weil das also bis zu dem Zeitpunkt immer ein Problem gewesen ist, wenn ich irgendwo Fremdes übernachtete oder oder so. Es war schon toll. Also ich bin da schon sehr froh drum, dass es so passiert ist. (RS 746–767)

Wieder markiert sie ihr vierzehntes Lebensjahr als Wendepunkt. Die Erzählung über das Bettnässen verweist auf die psychische Belastung, der Roswitha während ihres ersten Heimaufenthalts ausgesetzt war. Wobei die Ursache der Belastung weniger in den behinderungsbedingten Einschränkungen zu sehen ist, als vielmehr in der elterlichen Entscheidung, die Tochter ins Heim zu geben, sie abzuschicken, und sie damit in einen Lebenszusammenhang zu versetzen, der für sie bedeutet, getrennt vom Elternhaus tagtäglich ums psychische Überleben zu kämpfen.

Roswitha beschreibt ihr Bettnässen als ein Problem, dessen sich ein Psychologe annahm. Allerdings hat dieser eine rein symptombezogene Therapie eingeschlagen. Roswitha selbst führt an dieser Stelle einen Diskurs, der die denkbaren biografischen Ursachen für das Bettnässen systematisch ausblendet und zu einer reinen Körperfunktionsstörung erklärt. Entsprechend bezeichnet sie die therapeutische Behandlung – die sie als erfolgreich bewertet – als „klassische Konditionierung“. So gesehen stellt sie eine psychologisch raffinierte Überlistung ihres Körpers mittels medizinisch-tech-

nischer Mittel dar. Die Entscheidung, ihr in dieser Zeit vorübergehend ein Einzelzimmer zuzuweisen, erfolgte dabei nicht aus der Überlegung heraus, eine neutrale soziale Umgebung herzustellen, sondern ihre Peers vor potenziellen, durch den Einsatz der Apparaturen erzeugten Belastungen zu schützen.

Die Nachfrage der Interviewerin bezieht sich denn auch nicht auf die Ebene möglicher Ursachen für das Symptom des Bettnässens, sondern auf die Körperfunktionsstörung und die durch die medizinisch-technische Behandlung hervorgerufenen Stresssituationen. Aus Roswithas Sicht war die Symptombehandlung erfolgreich, da das Bettnässen seither nicht mehr auftritt. Die ihr therapeutisch nahe gelegte Lesart, das Bettnässen als technisches Problem anzusehen, übernimmt Roswitha. Damit war aus Sicht der Verantwortlichen und aus Roswithas Sicht das lästige Problem beseitigt. Eine darüber hinausgehende Ursachenforschung war überflüssig geworden, Roswithas körperlicher Widerstand gebrochen.

Mit ihrer nächsten Nachfrage begibt sich die Interviewerin auf die Ebene der tieferen Ursachenforschung. Es geht darum zu erfahren, welche Interpretationsmuster bei der Analyse des Bettnässens durch welche Instanzen zum Tragen kamen.

I: Und hat man dann nicht früher mal dran gedacht, dass da ja wahrscheinlich ein Grund vorliegt, welcher auch immer?

R: Der Grund war, also ich, wie gesagt, als Kind, als kleines Kind im, im Krankenhaus gewesen bin, da hatt' ich ganz, ganz lange 'n Beckengips. Und nachts stand halt dann unter mir immer 'ne Bettschüssel, 'ne Bettpfanne, so dann ich halt praktisch immer pinkeln konnte, ohne das jetzt irgendwie zu kontrollieren. Und so hab ich das dann verlernt. In der Nacht zu sagen, ich muss jetzt zur Toilette und aufstehen, aufs Klo gehen und wieder ins Bett. Und deswegen hab ich eben dann lang nachts ins Bett gemacht und es war, also die Erfahrung zeigte, dass es eben irgendwie immer in den Morgenstunden war, so ab vier, fünf. Weil man, als ich, wenn ich daheim gewesen bin, hat mich meine Mutter dann, also die stand halt was weiß ich um fünf Uhr auf, um in den Stall zu gehen. Und da hat sie mich dann meistens rausgeholt aus dem Bett, hat mich auf den Topf gehockt und dann hab ich gepinkelt und dann hab ich weitergeschlafen. Und bis dahin war ich, war das Bett trocken. Meistens. Also es war halt dann immer irgendwie in den Morgenstunden, wenn die Blase halt dann zu voll gewesen ist. Das fand ich, also ich war dann ganz froh, dass dann abgestellt worden ist auf die Art und Weise. Und in Neustadt ist da niemand von den Betreuern, nee, da hat keiner die Idee gehabt, dass man das vielleicht mal ändern könnt oder so, ne. (RS 768–794)

Die Argumentation, die Roswitha hier ausbreitet, führt den zuvor angeschnittenen funktionalistischen Diskurs in Bezug auf ihren Körper fort. Sie lokalisiert nun die Ursache für ihr Bettnässen in ihrer frühesten Kindheit, als sie

ihre ersten längeren Krankenhausaufenthalte hinter sich bringen musste. Dort habe sie verlernt, ihren Körper zu kontrollieren. Vor dem Hintergrund ihrer therapeutischen Erfahrung sucht sie rückblickend die Ursachen des Bett-nässens in einer erlernten körperlichen Funktionsstörung. Deren Folgen bekam die Mutter zu Hause durch ein individuell zugeschnittenes Handlungsmuster meistens in den Griff. Diese Art der Coping-Strategie war auf die Heimumgebung nicht zu übertragen. Angesichts einer solchen Erklärung erübrigte sich für Roswitha jede weitere Ursachenforschung. So macht Roswitha den professionellen Betreuerinnen und Betreuern auch nicht zum Vorwurf, dass sie die psychische Belastungssituation, der sie sich ausgesetzt sah, nicht erkannten, sondern dass sie nicht auf den Gedanken kamen, ihren Körper einer angemessenen Behandlung zu unterziehen.

Lesarten des Körpers II: Die Macht des Gender- und Sexualitäts-Diskurses

Mit der folgenden Nachfrage versucht die Interviewerin die Aufmerksamkeit wieder auf die Situation in der neuen Umgebung zu lenken. Dabei verengt sie die Perspektive zunächst auf den Aspekt sozialer Akzeptanz – möglicherweise veranlasst durch Roswithas vorangegangene Schilderungen ihrer Integrationsprobleme. Dann jedoch, ohne Roswitha Gelegenheit zu einer Reaktion gegeben zu haben, wird die Perspektive weiter verengt auf die geschlechtsrollenspezifische Akzeptanz. Diese Intervention wirkt offensichtlich so überraschend, dass Roswitha sich irritiert zeigt:

I: Wie waren denn dort die Leute, also angefangen von den Lehrern, Lehrerinnen oder auch eben im Wohnbereich? Also wie hast du dich da als Mensch, als Person, als Frau akzeptiert gefühlt?

R: Schwer zu sagen.

I: Also als Mädchen muss man sagen in der Zeit.

R: Mhm. Ja. Also ich war froh, dass irgendwie Leute da waren, die sich um mich gekümmert haben, so. Ich könnte jetzt, also so ganz konkret könnte ich gar nicht meine Empfindungen sagen, wie, wie die waren, damals. (RS 795–802)

Roswithas Reaktion macht deutlich, dass sie zwar seinerzeit wertzuschätzen wusste, dass von ihr nicht näher bestimmte Leute anwesend waren, die sich ihrer angenommen haben – dass dies aber mit einer Identifikation als weibliches Geschlechtswesen verbunden gewesen sein könnte, ist für Roswitha ein Gedanke, den sie sich an dieser Stelle nicht zu Eigen machen kann. Eine geschlechtsspezifische beziehungsweise geschlechterrollenbewusste Selbstwahrnehmung hat für sie in dieser Situation (auch nicht als Reaktion auf die Intervention der Interviewerin) keine Relevanz.

Nachdem die Bezugspersonen von Roswitha nicht näher beschrieben worden sind, erkundigt sich die Interviewerin mit ihrer nächsten Nachfrage genauer:

I: Gab es da irgendwie eine Person, zu der du besonderes Vertrauen hattest oder eine besondere Beziehung?

R: Das war eine, eine, also in Neustadt war's eigentlich so im letzten Jahr die Erzieherin oder Sozialpädagogin, ich weiß nicht mehr, was sie war. Zu der hatt' ich also 'n ganz, ganz gutes Verhältnis. Und auch zu ihrem Mann, der auch auf der Gruppe gearbeitet hat. Und es war schon so was wie, wie Eltern. Ja. (RS 803–808)

Die folgende Interviewpassage fällt, was die Interaktion zwischen Roswitha und der Interviewerin anbelangt, aus dem Rahmen. Es beginnt damit, dass die Interviewerin Roswithas Themenangebote nicht aufgreift. Roswitha berichtet von einer Erzieherin oder Sozialpädagogin und deren Mann, zu denen sie ein besonderes Verhältnis pflegte. Die Bedeutung, die Roswitha den beiden Bezugspersonen für ihre damalige Lebensphase verleiht, veranlasst die Interviewerin jedoch nicht, diesen Faden aufzunehmen. Stattdessen vollzieht sie einen radikalen thematischen Bruch und konfrontiert Roswitha mit einer Frage, die sich eindeutig am Relevanzsystem der Interviewerin orientiert. Die Frage nach der ersten Periode ist nicht als textinterne Nachfrage zu werten, da Roswitha hierfür inhaltlich noch kein Angebot gemacht hat. Roswitha hat sich im Gegenteil gerade erst gegenüber der Zuschreibung eines Geschlechtsrollenbewusstseins verständnislos gezeigt. Dementsprechend beeinflusst diese Frage die Atmosphäre des Interviews und seinen Ablauf. Mit einem Mal verbreitet sich eine Sprachlosigkeit, die aus der Kontextlosigkeit der Frage herrührt. Das Interview stockt. Die Themen setzt nun die Interviewerin. Nach der episodenhaften Erwähnung der ersten Periode folgt ein Insistieren auf dem Thema Sexualität.

I: Mit 13, mit 14 bist du weggekommen? //R: Mhm.// Wann hast du zum Beispiel deine erste Periode gekriegt?

R: Also mit 13 bin ich von Neustadt nach, ja nach Berndorf gegangen, mit 14 hat ich meine erste Tage.

I: Und haben die Leute in Neustadt einfach mal mit den Mädchen drüber gesprochen, weil ich meine, die könnten ja nicht davon ausgehen, dass das unbedingt zu Hause thematisiert worden ist.

R: Ich kann mich nicht mehr erinnern, dass wir also, ich war relativ erstaunt, als da auf einmal Blut in meinem Schlüpfer war. Und dann hab ich halt gefragt, was das ist. Und so hab ich's dann erfahren. Also vorher hab ich da nie was gehört, glaub ich. Nee.

I: Mhm. Also ist dort Sexualität oder so was überhaupt nicht thematisiert worden. //R: Nee.// Also weder im Unterricht, noch ... //R: Genau.// ... sonst wie. //R: Gar nicht.

I: Mhm. Also hat man euch als Mädchen einfach überhaupt nicht wahrgenommen oder?

R: Richtig. Es war, also es war schlimm, fand ich jedenfalls. Mhm. (RS 809–833)

Interessant ist dabei, dass das Thema Sexualität zuvor schon einmal von Roswitha eingeführt worden war: im Kontext ihrer sexuellen Selbstbemächtigung. Roswitha beschrieb ihre Sexualität als aktiv, lustbetont und einfordernd, sie diente ihr als Emanzipationsvehikel aus fremdbestimmten Lebenszusammenhängen. In dieser Interviewpassage steht das Thema Sexualität, so entkontextualisiert, wie es die Interviewerin einführt, jedoch von vornherein unter einer Defizitperspektive. Diese rührt von der normativen Voreingenommenheit der Interviewerin her. Ihr gilt die erste Periode als ein Ereignis, bei dem sich die Frage nach vorhandenen Informationsquellen und unterstützenden Bezugspersonen stellt. Sexualität wird unter dem Gesichtspunkt eingebracht, dass es sich dabei um ein im Heimkontext potenzielles Tabu handeln könnte. Schließlich wird aus den Zustimmung, die diese Suggestivfragen provozieren, geschlossen, dass die gesamte Situation im Heim durch ein geschlechterneutralisierendes Klima gekennzeichnet war, das den weiblichen Körper, Sexualität im Allgemeinen und eine generelle Genderperspektive („euch als Mädchen“) ignorierte. Es ist nicht weiter verwunderlich, dass Roswitha dem nur noch zustimmen kann und die Malaise auch entsprechend kommentiert. Dabei stellt sich die Frage, ob Roswitha die Situation im Heim wirklich als so „schlimm“ empfand, wie sie es hier äußert, oder ob die Interviewerin genau die Antwort erntet, für die sie zuvor die Saat gelegt hatte. Jedenfalls widerspricht das Ergebnis dieses Dialogs Roswithas vorheriger Feststellung, dass eine geschlechtsspezifische beziehungsweise geschlechterrollenbewusste Selbstwahrnehmung für sie keine Relevanz besaß.

I: Habt ihr Mädchen dort mal untereinander darüber gesprochen? Also ich mein, zum Beispiel gab es da die Bravo? Die kursiert ja dann oft, das heißt, dass in der Zeit das Bravo-Lesen den Jugendlichen vieles vermittelt.

R: Ja. Also ich weiß das nicht mehr so genau, muss ich gestehen. Also was ich weiß ist, dass wir, also dass wir schon drüber, also meine, also damals in Berndorf also meine damalige Freundin und ich wir ham das schon sehr ausführlich auch besprochen oder so. Aber also dass wir jetzt da mit den Leuten, also mit dem Personal, sag ich jetzt mal, drüber reden konnten, ist mir jetzt irgendwie nicht so bewusst, muss ich gestehen, wüsst ich jetzt nicht, dass wir da, also was weiß ich, dass das so Gruppengespräche oder irgendwelche anderen Gespräche zu dem Thema stattgefunden hätten. Mhm. (RS 834–845)

Wieder stellt die Interviewerin eine Frage mit hohem Suggestivcharakter, die ihre Vorannahmen über Sexualität im Umfeld des Internats widerspie-

gelt. Es geht um die Rolle der Peers, vorzugsweise um den Gedankenaustausch gleichgeschlechtlicher, in diesem Falle weiblicher Jugendlicher. Dabei wird zugleich unterstellt, dass sexuelle Information und Aufklärung zum einen eine zentrale Peeraufgabe darstellt, zum anderen auf die Rezeption von einschlägigen jugendspezifischen Medien angewiesen ist. Einerseits zitiert die Interviewerin damit einen Diskurs der Normalität, andererseits wird der Internatskontext hinsichtlich der Möglichkeiten sexueller Selbstsozialisation in ein defizitäres Licht gerückt.

Roswithas Reaktion bestätigt, wie sehr die Frage dem Relevanzsystem der Interviewerin zuzurechnen ist. Roswitha kann in den von der Frage vorgezeichneten Kategorien kaum antworten. So erinnert sie sich zwar an einen Austausch in Sachen Sexualität mit ihrer damaligen Freundin. An den Stellenwert, den das Thema Sexualität im sozialen Umfeld des Heims beziehungsweise des Internats hatte, erinnert sich Roswitha hingegen nicht. Die Frage, wie das Personal mit Sexualität umgegangen ist, ist für Roswitha auch heute noch kein relevantes Thema.

I: Wie sah denn das dann konkret aus? Also du hast deine Ängste gehabt, was ist das jetzt. Haben die das [die erste Periode] dann wenigstens irgendwie als Anlass genommen, mal ein Gespräch zu führen?

R: Ich weiß es nicht mehr, also was ich noch weiß, dass ich gefragt hab, was das zu bedeuten hat und dann wurde mir geantwortet, was es zu bedeuten hat und dann war das Thema glaub ich erledigt erst mal. Also ich kann mich nicht mehr so gut erinnern.

I: Und ganz praktisch jetzt?

R: Ja, es ging halt dann ganz praktisch drum, wie, wie bring ich jetzt die Binde da rein und wie mach ich das alles und so. Und da, also da hat sie mir dann schon geholfen, wie ich das allein auch machen kann. Und das ging auch recht gut soweit. Aber das war's dann auch. (RS 846–859)

Die Interviewerin bleibt konsequent in ihrem Relevanzsystem. Roswithas Antwort gibt ihr keine Veranlassung, sich auf deren verborgene Erzählspuren zu begeben. Stattdessen besteht die Interviewerin auf einer Konkretisierung der Situation. Die erste Periode ist nun ein zentrales angsteinflößendes Ereignis ihrer sexuellen Sozialisation. Zur Debatte stehen also nicht Roswithas spezifische sexuelle Sozialisationserfahrungen (denn aus ihnen ist bereits die erste Periode als dominante Erfahrung selektiert), es geht auch nicht mehr um die spezifische Erlebnisqualität dieser ersten Erfahrung (denn ihr charakteristisches Merkmal ist ihr angstausslösendes Moment). Wonach gefragt wird, ist die Bewältigungsstrategie, die Roswitha angewendet hat, oder, noch präziser: die sozialpädagogische Reaktion der Internatsorganisation auf dieses biografische Ereignis.

Aber Roswitha kann beim besten Willen nicht bestätigen, dass das Handling ihrer ersten Periode ein Problem dargestellt hat. Vielmehr berichtet sie

von einer sachlichen Information und lebenspraktischen Beratung, die Roswitha rückblickend ausdrücklich als hilfreich und geeignet bewertet. Das Relevanzsystem der Interviewerin wird auf diese Weise deutlich zurückgewiesen.

Ganz anders sah die Situation zu Hause aus. Roswitha kontrastiert die Lebenswelt Internat mit der Lebenswelt ihrer Herkunftsfamilie und entdeckt dort jene Problematik, nach der sich die Interviewerin erkundigt hat. Im Umfeld der Familie ist ihre Periode bis heute Anlass von Unsicherheiten und Konflikten. Die Mutter möchte sich nicht mit dem Thema konfrontiert sehen und der Versuch, die Thematik vom Elternhaus fernzuhalten erzeugt bei Roswitha „Angst“ und „ein komisches Gefühl“. So lokalisiert Roswitha jenen problembehafteten Umgang mit ihrem Körper in ihrer Herkunftsfamilie, während sie in ihrem sonstigen damaligen Lebensumfeld, den Umgang mit ihrem sexuell erwachenden Körper nicht als einschränkend oder angsteinflößend empfunden hat.

R: Also das geht sogar so weit, dass ich heute noch, also wenn ich zum Beispiel heute, also ich weiß noch, meine Mutter, die schimpft immer, wenn ich nach Hause komm und hab meine Tage. Und also es geht sogar so weit, dass ich heute Angst habe oder, oder 'n komisches Gefühl, wenn ich zu meiner Mutter fahr oder zu den Eltern fahr und weiß, entweder ich hab sie oder ich bekomme sie oder, oder sie ist noch da oder so, dass sie dann irgendwie rummosert, wenn ich meine Tage hab. Also ganz blöd. (RS 861–866)

Während die Perspektive der Interviewerin darauf abzielt, dass Roswithas beschädigter und sexuell sich entwickelnder Körper zu einem Problem für sie und ihre Umwelt werden muss, positioniert sich Roswitha anders. Sie vergleicht die in den beiden relevanten Lebensmittelpunkten Internat und Elternhaus vorherrschenden Kommunikationsstrukturen. Das Thema ihres sich entwickelnden Körpers bestätigt die von Roswitha zuvor bereits skizzierten Kommunikationsmuster. Während das soziale Umfeld im Internat bemüht war, ihre Selbstständigkeitsentwicklung zu unterstützen, bedeutet sich in familialen Kontexten zu bewegen, immer wieder eine Einschränkung.

Die folgende dialogische Interviewpassage zeigt Roswitha wieder als bloß Reagierende. Roswitha bestätigt die Sichtweise der Interviewerin, die im Verhalten der Mutter ein generationenspezifisches Muster entdecken will. Darin kann der Versuch ausgemacht werden, den Diskurs *Behinderung und Sexualität* durch einen Diskurs *Sexualität und Sozialer Wandel* zu ersetzen und sich damit Roswithas Deutungsangebot anzunähern.

I: Denkst du, dass das für sie selber auch so ein Thema war, das tabuisiert war oder unangenehm war?

R: Genau. //I: Ja, ich glaube, dass das bei der Müttergeneration noch ganz stark ausgeprägt ist. //R: Ja, glaub ich auch! //I: Also es ist ja auch zu Hause oft überhaupt nicht sichtbar wenn die Mutter zum Beispiel ihre Periode hat.

R: Ja. Ja. Genau. Also ich kann mich da auch gar nicht dran erinnern, wie das bei meiner Mutter gewesen ist oder so, keine Ahnung. (RS 867–879)

Roswithas abschließende Bemerkung zeigt, wie sehr die beiden am Interview beteiligten Personen in dieser Passage aneinander vorbei reden. Das Interview ist mittlerweile in ein Stadium geraten, in dem die Interviewerin mit ihren Bezugnahmen auf Roswithas sexuelle Sozialisation und körperliche Erfahrungen vermutet, ein biografisch zentrales Thema getroffen zu haben. Roswitha hingegen macht deutlich, dass dem nicht so ist. Die angesprochenen Aspekte körperlicher Entwicklungen ordnet Roswitha in die Logik der Beschreibung ihres bisherigen Lebenszusammenhangs ein, ohne ihnen die Bedeutung zuzuerkennen, die ihr das Relevanzsystem der Interviewerin nahe legt.

Lesarten des Körpers III: Die Definitionsmacht der Mutter

Das Interview wird mit einem Themenwechsel fortgeführt. Näher beleuchtet werden sollen nun noch einmal das Verhältnis zwischen den Schwestern beziehungsweise die Sozialkontakte zu Gleichaltrigen während der Kindheit.

I: Noch mal zu deiner Schwester. Da warst du ja noch zu Hause, habt ihr da, ja mit Freunden und so gemeinsam gespielt oder war das zeitlich nicht möglich? Du hast gesagt, der Altersunterschied ist wie viel?

R: Drei Jahre. Mhm.

I: Na, dann geht's ja fast nicht. Aber zum Beispiel im Kindergartenalter wie war das da so mit Spielfreunden, Spielfreundinnen, Spielkameraden und so? Im Dorf, waren da viele Kinder? Wie war das? (RS 880–886)

Die Fragestellung ist ambivalent. Zum einen konnotiert sie innerhalb eines Behinderungsdiskurses eine mögliche Einschränkung der Sozialkontakte der behinderten Roswitha. Zum anderen zielt sie auf den Altersunterschied zwischen ihr und der Schwester, der im Kleinkindalter einem engeren sozialen Kontakt zwischen den Geschwistern Grenzen setzen könnte. Nachdem die Interviewerin noch einmal über den Altersunterschied aufgeklärt wurde, verallgemeinert sie die Zielrichtung ihrer Fragestellung auf allgemeine Peerkontakte im sozialen Umfeld ihrer Kindheit.

Die dadurch hervorgerufene Erzählung thematisiert nicht die Quantität der Sozialkontakte. Roswitha erklärt, wie das Verhalten ihrer Mutter die Qualität ihrer eigenen Kontakte zu Gleichaltrigen entwertet hat. Es ist nicht

Roswithas Behinderung, die für sie zu eingeschränkten Kontakten führt, sondern es sind die im Elternhaus vorherrschenden Verhältnisse (aus denen sie sich im Vergleich zu ihrer Schwester schwerer lösen kann) sowie die Verhaltensweisen der Mutter, die die Behinderung ihrer Tochter als Zumutung für jeden ansieht, der sich mit ihr abgibt.

R: Also es waren irgendwie nie Kinder bei uns im Haus. Also ich wüsst jetzt auch gar nicht im Moment, ob meine Schwester im Kindergarten gewesen ist, ich glaub eher nicht. Und also wenn zu mir jemand gekommen ist, dann war das immer so, dass die Mama dann den Kindern irgendwas gegeben hat, Geld oder, oder Süßigkeiten, dafür, dass sie sich mit mir abgegeben haben oder so. Und meine Schwester ist eher dann immer weggegangen zu den Kindern. Also sie waren, also das hat auch was mit der Mama zu tun, mit der, mit ihrer persön-, mit ihrer Person, dass da irgendwie nie jemand so richtig ins Haus gekommen ist. Und dann also, meine Schwester musste dann relativ früh ran, arbeitsmäßig. Also ich glaub mit sieben oder acht war da nicht mehr viel Kindheit angesagt und spielen und so Zeug. Also das war dann irgendwie nicht mehr so, sondern die hat dann wirklich auch arbeiten müssen, mit acht oder neun, also sobald die groß genug war, 'n Traktor zu fahren, musste sie ran. Also körperlich, na. I: Klar, dass sie zum Beispiel mit den Füßen auf die Pedale kam.

R: Genau. (RS 887–905)

Zunächst zeichnet Roswitha ein wenig gastfreundliches Bild ihres Elternhauses. So bestand in Roswithas Erinnerung keine ausgeprägte Gelegenheitsstruktur, Kontakte zu Gleichaltrigen im Dorf zu pflegen. Der Hinweis auf die Schwester könnte zum einen bedeuten, dass die soziale Abschottung gegenüber anderen nicht ausschließlich auf Roswithas Behinderung zurückzuführen war. Im weiteren Verlauf der Episode zeigt sich jedoch, dass Roswithas Behinderung wohl doch für das Verhalten der Mutter eine zentrale Rolle gespielt hat. Während Roswithas Schwester sich aus der Umklammerung des Elternhauses befreien konnte, indem sie einfach ihre Sozialkontakte außerhalb realisiert hat, war Roswitha darauf angewiesen, dass andere Kinder zu ihr kamen. Die Mutter belohnte diese Besuche und stempelte sie damit zu Akten von Selbstlosigkeit und Mitleid. Roswitha muss es durch diese mütterliche Strategie unmöglich geworden sein, die Besuche als Freundschaftsbesuche um ihrer selbst willen zu werten. So verhinderte die Mutter im Grunde, was sie durch ihre Belohnungen fördern wollte.

Roswitha interpretiert das Verhalten der Mutter nicht nur im Kontext eines Behinderungsdiskurses. Sie sieht es auch als Ausdruck der Persönlichkeitsstruktur der Mutter. Roswitha beschreibt sie als kontaktscheu und auf sozialen Rückzug bedacht. Dementsprechend werden auch den Spielräumen der Schwester Riegel vorgeschoben. Sie wird bereits „relativ früh“ für familiäre Arbeiten herangezogen und steht damit unter ähnlichen Restriktionen, was die Pflege von Peerkontakten angeht.

So ist Roswithas Kindheit durch zwei einschränkende Rahmenbedingungen geprägt: Die (mütterliche) Reaktion auf ihre Behinderung und die arbeitsorientierte, auf soziale Schließung hin zielende Atmosphäre des Elternhauses. Beides hängt sicherlich miteinander zusammen, ist aber nicht als deckungsgleich anzusehen.

Geschwistervergleiche: Bruder und Schwester als Spiegelbilder

Die Frage ist, wie der jüngere Bruder in dieser Konstellation herangewachsen ist.

I: Und ist dein Bruder später auch dann sehr früh so herangezogen worden?

R: Nicht so sehr wie sie. Also das muss man der Gerechtigkeit halber sagen. Er war, er war wirklich der Nesthaken, anders kann man's nicht sagen. Also da war er wirklich sehr bevorzugt. (RS 906–910)

Der Bruder als Nachzügler und Spätgeborener wuchs in einer Phase auf, als die beiden Schwestern schon dem Kleinkindalter entwachsen waren und Roswitha nicht mehr im Elternhaus lebte.

Da der Bruder zugleich der erste männliche Nachkomme der Familie ist, fragt die Interviewerin nach der Bedeutung des Geschlechts für die Eltern. Roswitha liefert eine Bestätigung unter Verweis auf das landwirtschaftliche Milieu, dem ihre Familie zur damaligen Zeit noch zuzurechnen war. Obwohl die Interviewerin immer wieder versucht, auf die Person des Bruders abzielen, führt Roswitha stets den Vergleich zwischen ihm und ihrer Schwester ins Feld.

I: Mhm. Hat das auch eine Rolle gespielt, dass er der Sohn war?

R: Ja klar! Weil alle gehofft haben, er übernimmt den Hof und so weiter. Das war alles, war sehr sehr schwierig. Also meine Schwester hat's, hat's wirklich nicht leicht gehabt in ihrem Leben. Das muss ich schon sagen.

I: War das dann für deinen Bruder auch ein Problem, Abitur zu machen, also die höhere Schule zu besuchen?

R: Nee, dem wurde es relativ hinten und vorne reingesteckt. Also der hat's nicht schwer gehabt im Leben. Also da hat's meine Schwester schon schwerer gehabt. Ich mein, das sieht man ja auch daran, dass, also es war zum Beispiel so, es stand irgendwann mal zur Debatte, dass sie aufs Gymnasium gehen könnte, weil sie wirklich 'ne Intelligente ist, na. Und dann sagte wohl meine Mutter wirklich so, ach die heiratet sowieso, die braucht kein Abitur. Ja! //I: Klassisch!// So war das! Genau. Und dann ist sie halt zur Realschule gegangen. Und als sie dann mit der Realschule fertig war, hat sie dann Schneiderin gelernt. Und als dann der Betrieb dicht gemacht hat, weil der Besitzer Pleite gemacht hatte, war sie halt dann, irgendwie hat sie dann schnell so 'ne, ist diese Krankenschwesternpflegeausbildung, also diese Schwesternhelferin-Ausbildung ganz

schnell gemacht. //I: Die ist sehr kurz die Ausbildung.// Die dauert, glaub ich, nur ein Jahr oder so. Und dann hat sie das, was weiß ich, also lang gemacht, mehrere Jahre. Und alle ham an sie hingeredet, dass sie doch mal weggehen sollte. Und dann hatte die Oma den Schlaganfall, dann hat sie die Oma versorgt daheim. Und dann konnte sie, also dann gab's halt wieder irgend 'nen Grund, weshalb sie nicht wegkonnte und als dann die Oma gestorben war, dann kam meine Mutter glaub ich, in die Psy-, ja ne, ich glaub's nicht, relativ bald danach, so ich glaub ein, zwei Jahre kam dann meine Mutter in die Psychiatrie. Und dann war immer irgendwas, was sie davon abhielt, in Anführungszeichen, wegzugehen von den Eltern. Und sich auch was Eigenes aufzubauen. (RS 911–943)

Roswitha zeichnet die Geschichte der Familienfalle nach, in der ihre Schwester sich befunden hat und aus der sie sich nicht befreien konnte. Im Vergleich zur Situation ihres Bruders, der als männlicher Hoffnungsträger und spätgeborenes Nesthäkchen der Familie familiäre Unterstützung genoss, befindet sich ihre Schwester in einer Lebenssituation, die Roswitha bedauert. Zur Erinnerung: *Ihr* war es ja gelungen, sich aus den Fängen der Familie zu befreien. So interpretiert Roswitha die biografischen Stationen ihrer Schwester als eine Aufschichtung von Einschränkungserfahrungen. Diese manifestieren sich im *behinderten* Ausbildungsprozess, der sie nicht die schulische und berufliche Laufbahn einschlagen ließ, die sie sich wünschte und im *verhinderten* Ablösungsprozess vom Elternhaus, der in der Pflege der Großmutter und der Betreuung der sich in psychiatrischer Behandlung befindenden Mutter gipfelte. Mit Blick auf den Bruder wird das Schicksal der Schwester als bedauernswert dargestellt. Im Vergleich zu sich selbst, dient die Schwester als Spiegelbild für die eigenen Erfolge im Ablösungsprozess vom Elternhaus und hinsichtlich der Verwirklichung eines eigenen Lebenskonzeptes.

Die nächste Nachfrage bezieht sich auf die psychiatrische Behandlung, der sich die Mutter unterzogen hatte. Dabei handelt es sich um eine neue Information im Interview, die fast beiläufig gegeben wird. Roswitha erwähnt sie im Rahmen der schwesterlichen Familienaufgaben, nicht etwa im Kontext einer Beschreibung der Lebensumstände der Mutter.

I: Warst du da schon weg, als deine Mutter für die Zeit in die Psychiatrie gekommen ist?

R: Es war kurz. Ich weiß, es ist noch gar nicht lange her, das ist zwei, drei Jahre erst das erste Jahr. Ist ganz kurz erst. Also ich wollt halt einfach damit nur zeigen, dass immer irgendwas gewesen ist, was dafür gesorgt hat, dass meine Schwester nicht, nicht weggehen konnte von daheim, angeblich. Sie hat das immer so gesagt. Also hat gesagt, wenn die Oma gestorben ist, dann, oder, oder irgendwie so. Oder es geht jetzt nicht, weil die Oma braucht mich. Und meine Mutter und meine Oma, die hatten ja sowieso dann kein gutes Verhältnis, klar. Und dann musste halt meine Schwester ran und mein Vater, die ham sie halt dann gepflegt daheim. Also sie war ja Gott sei Dank nicht im selben Haus, das war schon mal 'n echter Vorteil, aber sonst. Also sie war halt

ganz nah und war halt mehr oder weniger ständig präsent dadurch, dass eben immer jemand hingehen musste, sie, zum Pinkeln, aber auch schon Anziehen, Essen und Trinken bringen und so weiter, das war halt, also das war wirklich 'n Stress pur. Und dann ist sie gestorben, paar Jahre später kam dann eben meine Mutter in die Psychiatrie, da war meine Schwester dann auch noch daheim.

I: Wie lange hat sie da einspringen müssen?

R: Das war nicht lang, die war nicht lang weg. Ich glaub sechs Wochen oder so bloß. Das war nicht, also keine Ewigkeit. (RS 944–967)

Obwohl Roswitha nach der Zeit gefragt wurde, während der sich ihre Mutter in psychiatrischer Behandlung befand, bleibt Roswithas Erzählung auf ihre Schwester zentriert. Die Zeit der psychiatrischen Behandlung ist lediglich ein weiteres Mosaiksteinchen, das zum Bild der Familienfalle, in dem sich Roswithas Schwester befunden hat, beiträgt. Hier wird ein zusätzlicher Aspekt ins Spiel gebracht: Es ist nicht nur die fehlende Gelegenheit, sich vom Elternhaus zu lösen, durch die sich die Lebenssituation der Schwester von der Roswithas unterscheidet, sondern auch das Eingebundensein in die innerfamiliären Konfliktlinien. Position beziehen zu müssen zwischen den innerhalb der Familie bestehenden Konstellationen und Koalitionen – wie Roswitha es hier beispielhaft anhand des Verhältnisses zwischen Großmutter und Vater auf der einen und der Mutter auf der anderen Seite deutlich macht, ist eine Anforderung, die vergleichsweise an Roswitha aufgrund ihrer frühzeitigen Fremdunterbringung nicht in dem Maße gestellt werden konnte. Dazu kommt die psychosoziale Unterstützung, die Roswithas Schwester in familialen Ausnahmesituationen (Pflegebedürftigkeit der Großmutter, Psychiatrieerfahrung der Mutter) leisten muss und die von Roswitha nicht verlangt werden konnte. So ist es in dieser Erzählung nicht die Welt der Familie, deren Verlust Roswitha bedauert, sondern quasi die familiäre Hölle, die ihr erspart geblieben ist.

R: Und dann eben, ja und dann hat sie jetzt eben vor drei Jahren so was wie 'nen Absprung geschafft, endlich. Und jetzt ist es auch so, dass sie also dort bleiben will. Also sie hat jetzt also die Prüfung und sie ist wohl die, also sie war eigentlich immer eine der besten in ihrer Klasse, eine, sogar die Beste, soviel ich weiß, und sie hat jetzt also auch beschlossen, erst mal dort zu bleiben. Nicht wieder nach Hause zu gehen. Und das find ich schon mal sehr gut. (RS 967–972)

Entsprechend anerkennt und bewundert Roswitha an ihrer Schwester auch deren jüngere Entwicklung, in der sich ein gelingender Ablösungsprozess vom Elternhaus andeutet und auch Ansatzpunkte für eine (aus)bildungsmäßige Selbstverwirklichung zu erkennen sind.

I: Also siehst du das so, dass der Ablösungsprozess jetzt positiv verläuft.

R: Ja, ich denk schon. Also ich mein, sie ist, es ist ja, E. und Audorf, das ist nicht weit, und sie hat wirklich 'n superschnelles Auto und sie ist also was weiß ich in eineinhalb Stunden dort und es kommt auch vor, dass sie mal für einen Tag oder so zu den Eltern fährt. Und ich bin fast sicher, solange wie, wie, also bei meiner Schwester, die ist wirklich 'n gnadenloser Fall, da muss wirklich 'n Mann in ihr Leben treten, der ihr ordentlich Bescheid sagt, dass sie eben nicht so oft nach Hause fahren darf, irgendwie so, weißt du? Dass sie auch wirklich dann sich ihm eher zuordnet als der Fa-, als meinen Eltern. Aber solange wird es auch so bleiben. Also dass sie halt auch zu meinen Eltern fährt, weil sie halt immer meint, die Mama würde sie brauchen und so weiter. Also sie fühlt sich einfach für alles und jeden verantwortlich und als letztes kommt dann eben sie selber. (RS 967–990)

Freilich meldet Roswitha noch immer Zweifel hinsichtlich der Konsequenz an, mit der ihre Schwester sich von ihrem Elternhaus abzulösen bereit ist. Denn sie beobachtet, dass die Schwester auch jetzt noch, trotz räumlicher Trennung engen Kontakt zu den Eltern pflegt – als mobile und mobilisierte Person fällt ihr dies auch nicht schwer. Und so unterstellt Roswitha ihrer Schwester, dass sie aus eigenen Stücken diesen Ablösungsprozess nicht zu Ende bringen wird. Erst von einer Beziehung, der sie sich „zuordnet“, verspricht sich Roswitha einen erfolgreichen Abschluss dieses Entwicklungsprozesses. Zwei Dinge fallen auf. Einerseits thematisiert Roswitha hier die organisatorische Leichtigkeit, mit der ihre Schwester den Kontakt zu den Eltern auch nach ihrem Auszug aufrechterhält. Allerdings sind es nicht die unmittelbaren körperlichen Vorteile, die die Mobilität der Schwester ausmachen. Roswitha zielt auf die materiellen Möglichkeiten, nämlich das „superschnelle Auto“. Andererseits spricht Roswitha ihrer Schwester das Vermögen ab, sich aus eigenen Stücken aus den Verstrickungen mit ihrer Herkunftsfamilie befreien zu können – etwas, das Roswitha geschafft hat. Schließlich unterscheiden sich Roswitha und deren Schwester in einer charakterlichen Eigenschaft: Während die Schwester „sich einfach für alles und jeden verantwortlich“ fühlt, beschreibt Roswitha sich selbst als eher selbstbezogen und rücksichtslos – ein Vorteil der harten Schule, die sie durchlaufen hat.

Schließlich implizieren die Bemerkungen von Roswitha auch, dass ihre Schwester, was Beziehungen beziehungsweise Partnerschaften angeht, bisher eher unerfahren ist. Auch ein Punkt, worin sich die beiden unterscheiden.

I: Das hört sich jetzt so an, als wenn deine Schwester auch wirklich so gut wie keine Zeit gehabt hätte, mal Partnerschaften zu pflegen oder sich dafür Zeit zu nehmen. //R: Richtig. // Hat sie da mit dir mal drüber gesprochen?

R: Nee. Das tut sie nicht. Sie spricht nicht drüber.

I: Ja, das ist oft dann die Stellung in der Geschwisterreihe.

R: Weil sie halt auch die Mittlere ist, ne. Ich glaub auch. (RS 991–997)

Hellhörig geworden, lässt sich die Interviewerin bestätigen, dass Roswithas Schwester vergleichsweise unerfahren ist und erkundigt sich dann, inwieweit Roswitha für ihre Schwester in diesem Punkt eine Vertrauensperson ist. Die Schwester wird als wenig mitteilksam geschildert. Der Gedanke mag nun nahe liegen, dass die Verschlossenheit der Schwester in punkto Beziehungen und Sexualität mit der Einstellung zusammenhängen könnte, dass die Schwester Roswitha wegen deren Behinderung mit diesen Themen nicht konfrontieren möchte. Möglicherweise erkundigt sich die Interviewerin nach der Stichhaltigkeit einer solchen Annahme deshalb nicht, weil in dieser Phase des Interviews bereits klar ist, dass Roswitha über breite sexuelle Erfahrungen verfügt. Stattdessen einigen sich die Interviewpartnerinnen darauf, dass die mittlere Stellung der Schwester in der Geschwisterreihe dafür verantwortlich zu machen ist, dass sie bisher wenig Gelegenheiten für Partnerschaftserfahrungen hatte.

Das Interview wird mit einem Themenwechsel fortgeführt. Die Interviewerin zeigt weiter ihr Interesse an den emotionalen Beziehungskonstellationen der Familie.

I: Deine Großmutter und du, was habt ihr für eine emotionale Beziehung gehabt?

R: Gar keine. Also es war, also ich fand die Frau immer schlimm irgendwie so. Also wie die meine Mutter behandelt hat und wie sie auch die Familie, also das war schlimm! Kann man nicht anders so sagen, das war wirklich schlimm.

I: Also hat sie zu ihren Enkelkindern eigentlich wenig Bezug gehabt?

R: Ja. Also da war die Beziehung zu meinem Opa schon besser. Und auch inniger, wärmer. Für meine Oma gab's eigentlich immer bloß Geld, sonst nix! (RS 1000–1005)

Die Erwähnung ihrer Großmutter veranlasst Roswitha, sich mit ihrer Familie und besonders mit ihrer Mutter zu solidarisieren. Unter der Großmutter hatten alle zu leiden. Allerdings wird diese wiederholt bekräftigte Beurteilung mit keiner Belegerzählung illustriert. Roswitha differenziert zwischen Großmutter und Großvater. Während letzterem eine emotionale Ausstrahlung zugesprochen wird, wird der Großmutter emotionale Kälte und reiner Materialismus attestiert. Roswitha selbst scheint wie nicht anwesend zu sein. Sie ist die Beobachterin, die die Drangsalierung ihrer Familie durch die Großmutter mit ansehen muss. So gesehen ersparte ihr die Heimunterbringung über weite Strecken die Konfrontation mit dieser „schlimmen“ familialen Konstellation.

I: Ja. Hast du deinem Bruder eigentlich in W. schon mal besucht?

R: Noch nicht, das hat noch nicht geklappt inzwischen. Aber ich hoffe sehr, dass es dieses Jahr mal klappt! (RS 1006–1008)

Der textinterne Nachfrageteil wird fortgesetzt durch eine Frage, die offensichtlich den in einem früheren Abschnitt des Interviews hinterlassenen ambivalenten Eindruck der Beziehungsqualität zwischen Roswitha und ihrem Bruder weiter zu klären versucht. Gefragt wird nach der Investition Roswithas in die Kontaktpflege zum Bruder. Es stellt sich heraus, dass es bisher noch zu keinem weiteren Zusammentreffen gekommen ist. Roswitha führt keine explizite Begründung hierfür an, es bleibt der Spekulation überlassen, ob es eher an Roswitha selbst oder an ihrem Bruder gelegen hat, dass sich bisher noch keine Gelegenheit ergeben hatte.

Eine integrativ erfolgreiche Eingemeindung

Es folgt ein weiterer Themenwechsel. Die Interviewerin knüpft an die in einer früheren Interviewphase erwähnten Reiseinitiativen von Roswitha an, die diese als Beleg für ihre sich entwickelnde Selbstständigkeit ins Gespräch gebracht hatte.

I: Mhm. Und was ich dich noch fragen möchte: Du hast gesagt, mit 14 ungefähr hast du angefangen, dass du auch verreist bist. Wo bist Du denn da so hingefahren? Kannst du dich noch an diese Urlaube erinnern?

R: Also mit 14 hab ich schon angefangen zu verreisen so innerhalb von Deutschland. Also ich hatte damals ganz auch viele Freunde im ganzen Bundesgebiet, und dann bin ich halt da zu denen gefahren. Und dann so später hab ich dann angefangen, auch Reisen ins Ausland zu machen, also ich war dann in Norwegen und in Israel und in, wo noch? Also ich bin ziemlich viel rumgereist, damals, das weiß ich noch. Wo war ich denn noch?

I: Also sind diese Reisen, die du gerade aufgezählt hast, auch alles noch so zwischen 14 und 19 gewesen?

R: Also nach Israel war, da war ich schon volljährig. Das war mit 18 oder 19. Und zwar war das, als ich grad, also ich war in Berndorf mit der Realschule fertig und hatte die hessischen Sommerferien. Die waren vor den bayerischen. Und so hatte ich also 12 Wochen Sommerferien. Und da war ich dann in Israel. Das hat sich also ganz toll ergeben. Das war eben auch diese christliche Zeit. Und da hatt' ich so Kontakt zu, zu verschiedenen christlichen Gruppen auch. Und da bin ich dann eben mit einer Gruppe nach Israel gereist für drei oder vier Wochen. Da war ich 18 oder 19, so was. Und diese Reise nach Norwegen, da war ich auch glaub, also da war ich 17 oder 16 oder so. Und später dann bin ich noch was weiß ich also jetzt also in der Brüsseler-Weg-Zeit jetzt auch so war ich in der Türkei und in, auf Teneriffa und so weiter. Also verschiedene Urlaube hab ich da halt auch gemacht. (RS 1009–1028)

Bei der Präsentation ihrer Reiseaktivitäten spielen körperliche Einschränkungen oder ein besonderer behinderungsbedingter organisatorischer Aufwand keine Rolle. Die Reisen von Roswitha bedeuten für sie zunächst eine schrittweise Erweiterung ihres Aktionsradius. Zunächst fanden die Reisen

noch innerhalb des Bundesgebiets statt, später kamen Auslandsreisen hinzu. Roswitha stellt die Reisen als Ausdruck eigener Aktivität und Initiative dar. Ein weiterer Aspekt der Reiseaktivitäten ist die Pflege von Freundschaftsbeziehungen. Roswitha stellt heraus, dass sie über einen großen und weit gestreuten Freundeskreis verfügt hat. Schließlich erwähnt Roswitha einen dritten „Reisezweck“ – die soziale Integration in Bezugsgruppen, in diesem Fall christliche Gruppen.

Ein Beispiel hierfür ist die organisierte Israelreise. Roswitha bezieht sich noch einmal auf ihre so genannte „christliche Zeit“. Dadurch neugierig geworden, stellt die Interviewerin eine Nachfrage zu dieser biografischen Phase.

I: Du sagtest vorhin, Israel, das war eher die christliche Zeit. //R: [lacht]// Ist das für dich ein Prozess, der eher abgeschlossen ist oder nicht, kannst du da noch mal was über diese Zeit erzählen?

R: Über diese christliche Zeit oder überhaupt?

I: Ja, über diese christliche Zeit und dann, was davor war, was danach war.

R: Also so, also so diese christliche Zeit, das war so, dass ich da, also bin ich halt in Kontakt gekommen damals in Berndorf. Und da gab's 'ne, so 'ne Zeltmission von dieser Baptistengemeinde, die ja am Ort ansässig ist und ich konnte da halt dann auch viele liebe Leute kennen lernen. Und ich hab dann eben auch mich dafür entschieden so. Und. Ja und ich war dann beim, mit meiner damaligen Freundin eben unterwegs, in der Stadt und so und da haben wir jetzt eben die Leute kennen gelernt und die haben uns dann auch angesprochen und dann konnten wir eben auch hingehen und ham da eben auch also wirklich liebe Leute kennen gelernt. Also ich kann's auch heute noch, empfind ich das so, dass es wirklich ganz arg liebe Leute und auch gar keine Sekte oder dass die uns da über den Tisch gezogen hätten und uns das Geld aus der Tasche gesaugt hätten oder so. Überhaupt nicht. Und dann haben wir halt angefangen, da regelmäßig den Gottesdienst zu besuchen und auch die Gruppen mitzumachen zum Teil und so weiter. Und im Internat ham sie uns das auch gelassen so. Also wir waren ja auch beide noch minderjährig zu der Zeit. Und dann später, ich glaub, da war ich dann wirklich auch 18 oder 17 oder so, hab ich eben dann auch entschieden, mich taufen zu lassen bei denen. Also entschieden, so 'ne, so 'ne Taufe, wie's halt wirklich auch in der Bibel beschrieben ist, dass sie halt untergetaucht werden, komplett und dass dann sozusagen die Sünden vom alten Leben abgewaschen wer-, werden so. Und das fand ich, also das war für mich ein sehr sehr einschneidendes Erlebnis. Eigentlich auch heute würd ich das noch so betrachten. Und ich fand das also sehr, also es war, es ging mir eigentlich durch und durch, ja. Ja, und dann kam ich, also dann kam ich eben bald nach N., mit 19. Und ich hab dann auch, also das war dann damals, ist oder es ist bei den Baptisten ist es dann so üblich, dass man dann überwiesen wird von einer Gemeinde zur anderen. Also du bist dann nicht allein, sondern du kommst dann halt, du verlässt die eine Gemeinde und gehst dann eben zur anderen. Und die kümmern sich dann auch um dich so am Anfang und schau halt, dass du irgendwie klarkommst in der neuen Stadt und so weiter. Und dann war ich eben noch drei Jahre in

der Behinderteneinrichtung und da hatt' ich auch noch den Kontakt und gab's dann auch, wir ham dann auch so'n innerhalb dieser Einrichtung ham wir dann so'n Bibelkreis gehabt, wo ich auch regelmäßig hingegangen bin. (RS 1029–1071)

Roswitha betont, dass ihr Anschluss an die Gemeinde auf der Grundlage einer eigenen Entscheidung beruhte, auch wenn es sich um eine Anwerbung handelte, wie sie für die freien Glaubensgemeinschaften dieser Art üblich ist. Inzwischen betrachtet sie ihr religiös motiviertes Engagement als abgeschlossen. Dennoch hält sie ihre damalige Entscheidung, sich der Gemeinde anzuschließen, auch aus heutiger Sicht noch für „sehr, sehr wichtig“. Mehrere Gesichtspunkte spricht sie dabei an: Die „vielen lieben Leute“, die sie kennen gelernt hat, weisen auf die Bedeutung sozialer Kontakte und ihre Gruppenintegration hin. Zu beachten ist dabei, dass Roswitha bislang an keiner Stelle über einen Mangel an Sozialkontakten oder ein Defizit an Integration berichtet hat, sieht man einmal von den Eingewöhnungsphasen ihrer jeweiligen Heimaufenthalte ab. So spricht auch nichts dafür, dass Roswitha sich zum Beispiel aus einer emotionalen Notsituation für die Kampagne der Gemeinde empfänglich gezeigt haben könnte. Vielmehr stellt sie den Erstkontakt in den Kontext einer gemeinsamen Alltagsaktivität mit einer Freundin, mit der zusammen sie sich anwerben ließ.

Mögliche Bedenken gegenüber einer solchen Art von konfessioneller Konvertierung antizipiert Roswitha. Sie wendet sich gegen die Annahme, es könnte sich um eine Sekte mit fragwürdigen Rekrutierungsstrategien und zwielichtigen Zielen handeln. Mit der Tatsache, dass Roswitha heute immer noch zu ihrer damaligen Entscheidung steht, obwohl ihr aktives Engagement längst anderen Prioritäten gewichen ist, macht sie deutlich, dass sie ihre Entscheidungskompetenz nie an die Gruppe abgegeben hatte. Auch die Bemerkung, dass die Verfolgung der freigemeindlichen Aktivitäten an die Erlaubnis des Internats gebunden war, will Roswitha nicht als Einschränkung ihres Handlungsspielraums und ihrer Entscheidungsfreiheit verstanden wissen, sondern erklärt sie mit ihrer damaligen Minderjährigkeit, was die Einwilligung von Seiten der Institution zu einer rein formalen Notwendigkeit werden ließ. Zugleich kann die erfolgte Zustimmung als eine Art Gütesiegel für die Unbedenklichkeit ihres religiösen Engagements ins Feld geführt werden.

Die nächste Stufe der Integration in die Religionsgemeinschaft, die eine Phase bloßer Gemeinschaftserlebnisse ablöst, ist ihre Taufe. Auch diesen Akt stellt Roswitha als Ergebnis einer souveränen Entscheidung dar. Die ausführliche Erzählung dieses Ereignisses lässt auf die subjektive Bedeutung schließen, die Roswitha mit ihrer Taufe immer noch verbindet. Es bleibt unklar, in welchem Verhältnis das religiöse Engagement und die starke Identifikation mit einer Religionsgemeinschaft mit dem konfessionellen Herkunftsmilieu ihres Elternhauses steht. Stammt Roswitha aus einem nicht

praktizierenden katholischen Elternhaus, aus einem areligiösen Elternhaus inmitten eines katholischen Milieus oder ist ihr Engagement als eine Art Protest gegen das familiäre Religionsverständnis zu werten?

Spezifische Bedeutung hatte die Zugehörigkeit zu der Baptistengemeinde im Zusammenhang mit den Umzügen Roswithas. Die Gemeinschaft bot einen wichtigen emotionalen Rückhalt und Unterstützung bei der Eingewöhnung in die neuen sozialen Umgebungen. Dies betraf sowohl den Umzug vom Internat in die betreuten Wohngruppen, als auch den Schritt in die endgültige Selbstständigkeit Roswithas. Der letzte Schritt, der mit dem Umzug in eine eigene Wohnung verbunden war, bedeutete dann einen Wandel hinsichtlich der Prioritätensetzung der eigenen Aktivitäten.

Selbstbestimmtes Engagement II: Die politische Phase

R: Und dann bin ich ausgezogen, und da begann dann so was, also was ich jetzt heute so meine politische Zeit nenne. Also da kam ich dann so in Kontakt mit der Behindertenbewegung und mit den ganzen Demonstrationen und Aktionen zum was weiß ich, dass der öffentliche Personen-Nahverkehr rollstuhlgerecht sein muss und all solche Dinge. Und dann hab ich irgendwie gedacht. Nee, dieses christliche Getue, das ist alles total weltfremd. Und das passt überhaupt nicht mehr zu dem, was ich jetzt denke und so weiter. Und dann hab ich da auch relativ schnell den Rücken gekehrt und hab halt mich dann voll in die Politik gestürzt, so in diese Behindertenpolitik. Ich hatte dann Kontakt mit dem Arbeitskreis „Menschenrechtsverletzungen in Heimen“ und lauter so Sachen und, und dann war das irgendwie, das war dann zu Ende. (RS 1071–1081)

Es fällt auf, dass die Zeit des politischen Engagements für die Belange von Menschen mit Behinderung zusammenfällt mit Roswithas selbstständigem Wohnen.

Je selbstständiger sie sich bewegte, desto stärker war sie zum Beispiel angewiesen auf eine rollstuhlgerechte Umwelt. Auch diese für sie neue Form des aktiven Engagements wird nicht aus einer Defizitperspektive heraus begründet. Roswitha ist in eine neue biografische Phase eingetreten, die ihr religiöses Engagement als „total weltfremd“ erscheinen ließ. Der Mittelpunkt ihrer sozialen Aktivitäten hatte sich in dem Maße verschoben, wie sich ihre Alltagsgestaltung und Lebensform verändert hatten. So spiegelt das politische Engagement einen biografischen Passungsprozess wieder und scheint weniger aus dem Gefühl heraus motiviert zu sein, benachteiligt, diskriminiert oder exkludiert zu werden. Das politische Engagement innerhalb der Behindertenbewegung und der Kontakt zu unterschiedlichen Interessenverbänden hatten Roswithas endgültigen Schritt in die Selbstständigkeit zur Voraussetzung. Sie resultierten aus der vergleichsweise privilegierten Position einer Rollstuhlfahrerin, die für sich eine eigenständige Lebensführung bereits verwirklicht hatte.

R: Und als ich dann, dann war ich aber über die ganzen Jahre hin, war ich Mitglied in zwei Kirchen, also in der lutherischen und bei den, in der Freikirche eben und ich bin dann bei den Baptisten erst ausgetreten, da war ich schon hier. Also ich war über viele Jahre Mitglied in zwei Kirchen, das war sehr, sehr interessant. Also so im Nachhinein gesehen. (RS 1081–1085)

Roswitha liefert nunmehr die oben angedeutete fehlende Information zu ihrer konfessionellen Herkunft nach. Nun erfahren wir, dass das Elternhaus in der Tat über keinen römisch-katholischen Hintergrund verfügte, sondern evangelisch geprägt war und Roswithas Taufe somit einer konfessionellen Konvertierung gleichkam.

Identitätssuche: Die esoterische Phase

Inzwischen ist auch die politische Phase biografisch durchlaufen und Roswitha definiert sich heute stärker selbstbezogen.

R: Und ich hab dann, später hab ich dann auch so noch Kontakt bekommen so mit, mit, also und das empfind ich auch heute noch sehr, also es entspricht mir heute eigentlich mehr denn je auch so esoterische Themen. Also ich hab jetzt da 'ne vollkommene Wandlung auch in mir durchgemacht, also dass ich mich jetzt auch so mit Esoterik, mit also alles, was dazugehört, Horoskop, Astrologie, Tarot und was halt, was man, also auch Sachen, die jetzt nicht so bekannt sind, interessieren mich sehr. Also ich fühle mich auch sehr verbunden mit dem Buddhismus zum Beispiel und sehr verbunden auch so mit Themen Reinkarnation. Und das ist auch, und ich hab auch dann vor 'n paar Jahren 'ne Therapie begonnen und da bin ich eigentlich jetzt noch so mitten drin, auch so eigentlich zu mir selber zu kommen. Also jetzt ohne Religion oder irgendwelches Brimborium außenrum, sondern wirklich auch, was ist bei mir und warum ist das alles so gekommen, wie's gekommen ist. Also zurzeit jedenfalls ziemlich stark. Also ich hab auch ganz wenig Kontakt, ganz wenig Freunde, also ich bin viel allein. Aber ich, also jetzt so im Moment hab ich so das Gefühl, dass das wirklich auch so sein muss, zurzeit. I: Also so ein Findungsprozess?

R: Ja. Also alles, also die ganzen, als ich mein, ich bin jetzt 36, werd' dieses Jahr 37 und ich denke, es wird jetzt langsam Zeit. [lacht] Na. (RS 1085–1107)

Roswitha teilt die Schwerpunkte ihrer Interessen in drei aufeinander folgende, in sich fast abgeschlossene biografische Phasen ein. Während ihre religiöse Phase stark von sozialen Erfahrungen geprägt war und sich die politische Phase durch Aktionismus auszeichnete, ist ihre so genannte esoterische Phase vergleichsweise stark durch Ichbezogenheit und sozialen Rückzug gekennzeichnet. Auch sie steht im Zeichen souveräner Entscheidungen und eigenständiger Interessenverfolgung. Roswitha will auch diese Verschiebung ihrer Interessen nicht in einen Kontext persönlicher Krisenbewältigung gestellt sehen. Die Tatsache, dass sich die neue biografische Phase weit mehr

als die vorangehenden durch verschiedene Arten von Selbstbeschäftigung charakterisieren lässt, ist aus Roswithas Sicht konsequent. Dass sie nunmehr „ganz wenig Kontakt“ hat und „ganz wenig Freunde“ trifft, stellt sie als zwangsläufige Folge beziehungsweise notwendige Voraussetzung ihres neuen biografischen Engagements dar.

Die Therapie, der sich Roswitha unterzieht, ist Teil eines Selbstreflexionsprozesses, der nicht nur um ihre Behinderung kreist. Stattdessen beschreibt Roswitha ihren gegenwärtigen Zustand als überfälligen Versuch, eine biografische Selbstrekonstruktion zu betreiben. Roswitha schlägt hier einen therapeutischen Identitätsdiskurs an, dessen Unbestimmtheit ausdrücklich über ihre Situation als behinderte Rollstuhlfahrerin hinausweist.

I: Du teilst in bestimmte Phasen ein? //R: Mhm.// Manches widerspricht sich ja durchaus nicht. Hast du jetzt sozusagen deine politische Phase trotzdem mit hinübergenommen? Wie sieht das jetzt aus?

R: Nee, also politisch ist im Moment wenig dran, also ist gar nicht. Also ich führ halt im Moment ein sehr sehr zurückgezogenes, ruhiges Leben, sehr, ja, genau. Und ich, hm, also politisch ist im Moment also bis auf die wöchentlich, wochenendliche Lektüre meiner Süddeutschen ist da wenig drin zurzeit. (RS 1108–1118)

Hier bekräftigt Roswitha noch einmal, dass sich die von ihr beschriebenen biografischen Phasen deutlich voneinander unterscheiden – eine Eigeninterpretation, die ihrerseits stark von therapeutischen Denkmustern geprägt ist. Ihr jetziges Leben unterscheidet sich von den Zeiten ihres politischen Engagements durch eine ausgeprägte Zurückgezogenheit und Ruhe. Damit verbunden ist eine rückblickende Neubewertung ihres politischen Engagements für behinderte Frauen.

Die folgende Argumentation beeindruckt durch ihre Ausführlichkeit. Interessant ist dabei die Tatsache, dass die Interviewerin aus dem Gesamtspektrum der Arbeitsfelder, in denen sich Roswitha bewegte, einen „Arbeitskreis für nichtbehinderte und behinderte Frauen“ herausgreift, den diese in dieser Form im Interview gar nicht angesprochen hat. Es handelt sich dabei zweifellos um eine Kontextinformation. Im Interview selbst hat Roswitha als Schwerpunkte ihres politischen Engagements genannt: Behindertenbewegung, Behindertenpolitik (Kampf um Barrierefreiheit), Arbeitskreis „Menschenrechtsverletzungen in Heimen“. Diese Prioritätensetzung ist biografisch erklärbar: Angewiesensein auf barrierefreie Lebenswelten angesichts selbstständiger Wohnsituation sowie Engagement für die Rechte von Heimbewohnerinnen und Heimbewohnern aufgrund der eigenen langjährigen Heimerfahrungen.

Die Interviewerin bringt eine explizit geschlechtsspezifische Perspektive zur Sprache.

I: Und wo würdest du denn jetzt zum Beispiel den Arbeitskreis für nichtbehinderte und behinderte Frauen verorten?

R: Also das war auch so ein politischer Ansatz, aber ich hab dann auch gemerkt, dass das, das ist nicht mehr meins. Also jetzt dieser Arbeitskreis, weil diese, also die ganze Denkweise ist mir, also entspricht mir einfach nicht mehr. Mein, also dieses Denken so, dass jetzt die behinderten Fr-, also dass die, die, ja die behinderten Frauen jetzt da so, so wahnsinnig benachteiligt wären. Ich mein, sie sind's, ganz klar. Also ich will das jetzt nicht irgendwie abwerten oder, oder nichtig machen oder so. Das bestimmt nicht, aber ich, ich denk einfach nicht mehr so. Ich denk einfach anders. (RS 1121–1129)

Der Arbeitskreis hat für Roswitha an subjektiver Relevanz verloren. Es wird deutlich, dass die Phase der biografischen Selbstvergewisserung, in der sich Roswitha gegenwärtig verortet, für sie auch einen politischen Rückzug bedeutet beziehungsweise mit einer Reformulierung politischer Zielsetzungen hinsichtlich geschlechtsspezifischer Benachteiligung behinderter Frauen verbunden ist. Roswitha stellt eine faktische Benachteiligung von Frauen mit Behinderung nicht in Abrede, bezweifelt aber das Ausmaß dieser Benachteiligung. Ohne ein politisches Engagement abwerten zu wollen, das sich für die kollektive Interessenvertretung von Frauen mit Behinderung einsetzt, schlägt Roswitha eine andere Strategie ein. Diese Strategie entspricht insofern einem politischen Rückzug, als sie rein selbstbezogen ausgerichtet ist und Roswitha kein Interesse mehr an sozialer Vermittlung zu zeigen scheint.

I: Wie würdest du das jetzt formulieren?

R: Also ich formulier's jetzt mal von mir her gesehn, also wie ich das Ganze für mich betrachte. Ich denke, dass ich mir diese Existenz gewählt habe. Also diese Behinderung, diese Familie und alle anderen Umstände meines Lebens hab ich mir gewählt. Also aus Reinkarnationsgründen. Also auch von der Reinkarnation her gesehen. Und deswegen denk ich einfach, dass das alles aus ganz bestimmten Gründen so passiert ist, wie's passiert ist. Also die, meine Geburt, die Zeiten im Krankenhaus, die Zeiten im Heim und was sich sonst noch so jetzt alles. Also so als Quintessenz von dem, was ich bis jetzt erzählt hab, denk ich das sollte wirklich auch so sein, dass ich, also was ganz Bestimmtes lerne, in diesem Leben. So. Und deswegen find ich für mich, dass ich nicht hergehen kann und jetzt die Nichtbehinderten, egal in welchem Zusammenhang, Familie, Arbeit, Schule, was weiß ich dafür verantwortlich machen kann, für das was, in welcher Situation ich grade lebe. Also ich mein, ich leb jetzt in 'ner sehr guten Situation, ich hab 'ne sichere Stelle. Ich hab 'ne supertolle Wohnung und bin aber trotzdem relativ unzufrieden, weil ich genau spüre, dass das nicht alles im Leben sein kann. Also 'ne gute Stelle oder 'ne gute, ja, 'ne sichere Stelle und 'ne, 'ne schöne Wohnung, ein paar ganz liebe Freundinnen und Freunde, das kann's irgendwie nicht gewesen sein. Also an dem Punkt bin ich jetzt grade so. Und ich frag mich aber, ja, was, was kann ich machen, um das zu verändern oder um da was weiß ich so was wie 'n Sinn reinzuzukriegen, also bis zu dem Zeitpunkt, dass ich die Wohnung gekauft und diesen Job gekriegt hab, war ich immer nur am Kämpfen. Was weiß ich, um Anerkennung, um so

was wie 'n Ziel, was will ich machen, welchen, welche Schule, welchen Beruf, so. Und jetzt ist es praktisch, hat das so 'n Ende gefunden in dieser Wohnung und in diesem Beruf. Und jetzt bin ich an so 'nem Punkt, wo ich sage, das kann's doch nicht gewesen sein mit 36. Und das ist aber jetzt genau der Punkt, wo ich eigentlich hergehen müsste, und sagen müsste, ok, ich muss jetzt was, was, was suchen oder was finden, wo ich sag, ok, das ist wirklich der Grund, weshalb ich auf dieses, weshalb ich so und so hierher gekommen bin. Ja. So. Und das ist jetzt eigentlich so 'n Wendepunkt im Moment, in mir und ja, in mir. Also ich spür jetzt einfach, dass ich mich nicht auf die, also dass ich nicht sagen kann, die andern sind dafür verantwortlich oder die andern sind schuld an meiner Unzufriedenheit, die andern sind schuld da dran oder verantwortlich dafür, dass ich jetzt so unzufrieden bin. Sondern dass ich hergehe und sag, ok, ich hab das alles so kreierte, wie's gekommen ist. Und auch jetzt, heute und morgen und übermorgen genauso. Und das ist, also das ist halt wie so 'n, ja wie 'n Wendepunkt, also wie 'ne Kreuzung. Und ich weiß im Moment aber nicht, wo das, also wie das, erstens wohin das Ganze führt und zweitens, wie's, wie's dann irgendwie endet oder ob's überhaupt endet. Ich mein, es kann ja auch sein, dass es gar niemals endet, solange bis ich gestorben bin. Das kann ja auch noch sein. Also dass es auch gar kein, kein Ende gibt. Und das wär ja auch zu wünschen eigentlich. Find ich, weil dann wär 's ja auch das Ende der Entwicklung. (RS 1132–1178)

Es ist bemerkenswert, dass Roswitha die Sicht auf ihre Identität gleich zu Beginn ihrer Argumentation ausweitet und sich nicht auf die beiden Faktoren Frau und Behinderung reduziert. Es geht ihr nicht nur um ihre Behinderung, sondern auch um ihre Familie und „alle anderen Umstände“ ihres Lebens. Roswitha bezieht sich explizit auf folgende biografische Stationen: Geburt, Zeiten im Krankenhaus, Zeiten im Heim, und „was sich sonst noch so“ abgespielt hat. Diese Liste ist als unabgeschlossen zu verstehen.

Einerseits interpretiert sie ihr Dasein und Sosein als determiniert (Reinkarnation), andererseits aber auch als Resultat eigener souveräner Entscheidungen („alle anderen Umstände meines Lebens habe ich mir gewählt“). Roswitha verweist auf den inneren Sinnzusammenhang, den sie in ihrer Biografie zu erkennen meint. Ihr Identitätskonzept ist von dem Bemühen getragen, diejenigen Lebensumstände, die sich ihrem unmittelbaren Einfluss zu entziehen scheinen, zu akzeptieren und in ihren eigenen Lebensentwurf zu integrieren. Zwar kommt sie bei ihrer Selbstinterpretation nicht ohne transzendente Bezüge aus, als gesellschaftlich (doppelt) unterdrücktes und benachteiligtes Opfer, das einem Kollektivschicksal als behinderte Frau ausgeliefert ist, sieht sie sich nicht. Damit begründet sie auch die Differenz zwischen ihrer Sichtweise und derjenigen politisch aktiver Frauen mit Behinderung. Für ihre eigenen Lebensumstände, seien sie familial, beruflich oder schulisch strukturiert, macht sie sich selbst verantwortlich und nicht die Welt der Nichtbehinderten. Dass Roswitha diese ihre Sicht der Dinge nicht als politischen Rückzug interpretiert, wird deutlich, wenn sie ihre ei-

gene Situation eben als „gut“, ihre berufliche Stellung als „sicher“, ihre Wohnung als „supertoll“ und ihre Freundinnen und Freunde als „lieb“ bezeichnet. Damit hat sie sich eine gesellschaftliche Position erarbeitet, die sie unterscheidet von denjenigen, die ein „Arbeitskreis von nichtbehinderten und behinderten Frauen“ vertritt. Roswitha positioniert sich anders. Ihre momentane Unzufriedenheit erklärt sich nicht aus körperlichen oder geschlechtsspezifischen Defiziten, sondern aus dem Gefühl, das im Leben erreicht zu haben, was man selbst immer wollte. So erweist sich Roswithas Sinnkrise als eine biografische. Sie dreht sich nicht um Diskriminierung, Benachteiligung und Desintegration, sondern um die eigenen Wertmaßstäbe, Ambitionen und die Gestaltung des zukünftigen Lebensentwurfs. Die Bewältigung dieser Sinnkrise kann Roswitha zufolge nur über die Entwicklung *eigener* Strategien erfolgen („was kann ich machen, um das zu verändern?“).

Roswitha ist in einer Phase ihres Lebens angekommen, die sie als Wendepunkt einstuft. Sie hat das Gefühl, ihren Lebensentwurf verwirklicht zu haben. Die Wahl der jeweiligen Lebensziele und die Wege zu ihrer Verwirklichung waren von einem andauernden Kampf „um Anerkennung“ geprägt – einem Kampf, der inzwischen erfolgreich ausgefochten ist. Hierzu zählt Roswitha ihren schulischen und beruflichen Ausbildungsweg, ihre Integration ins Erwerbsleben sowie den erreichten Status unabhängigen Wohnens. Heute, im Alter von 36 Jahren, kann Roswitha nicht nur auf die Möglichkeit, ihren Alltag selbstständig gestalten zu können, blicken, sondern auch auf eine Situation, in der sie finanziell auf eigenen Füßen steht. Diese doppelte Unabhängigkeit erfüllt sie einerseits mit Stolz, lässt sie andererseits aber auch daran zweifeln, ob sie dieser Lebensentwurf auch in Zukunft zufrieden zu stellen vermag. So externalisiert sie ihre aktuelle Unzufriedenheit nicht, sondern wertet sie als Ergebnis ihres selbstproduzierten und selbstverantworteten Lebensentwurfs. Roswitha beschreibt sich als Kreativeurin ihrer selbst, nicht als Produkt von Behinderungsprozessen. Diese Sicht ermöglicht es ihr, ihren bisherigen Lebensverlauf als Erfolgsgeschichte zu verbuchen und zu präsentieren. Wovor sie sich scheut, ist, ihr Leben zum Stillstand kommen zu sehen. Ihre augenblickliche Sinnkrise ist so gesehen eine Orientierungskrise, in der ihr zukünftiger Lebensentwurf als erwachsener unabhängiger Mensch zur Debatte steht.

Welchen Stellenwert misst Roswitha in dieser Argumentation ihrer körperlichen Situation bei? Ist der „Kampf um Anerkennung“ behinderungsbeding? Oder handelt es sich nicht ebenso um einen Kampf um *soziale* Anerkennung (in häufiger wechselnden sozialen Umfeldern), um einen Kampf um Anerkennung als *Frau* (Anspruch auf berufliche Verwirklichung und Sexualität), um einen Kampf um *ökonomische* Anerkennung (Erwerb von Wohneigentum), vielleicht auch um einen Kampf um *kulturelle* Anerkennung (freie Religionsausübung)?

Identität, Körper und Geschlecht: Selbstkonzeptionen

R: Und ich möchte eigentlich, also ich seh schon, dass ich immer die ganzen Jahre, war ich mir eigentlich immer sicher, dass das 'n Sinn hat, weshalb ich so und so auf die Welt gekommen bin. Als ich Christin war, hab ich gedacht, ok, Gott hat es so gewollt, dass ich missgebildet auf die Welt gekommen bin, erstens, damit ich, also eher so, dass ich so 'n bissl arrogant gedacht hab, ich soll den andern irgendwas zeigen. Dass körperliche Unversehrtheit nicht alles ist zum Beispiel. Und dann später dacht ich mir, na ja, vielleicht soll ich ja auch irgendwas lernen mit dieser Behinderung. Oder ich und dann vielleicht die andern. Aber erst mal ich oder so. Ich weiß, das ist alles so 'n bisschen verwirrend, auch für mich. Zurzeit, weil ich halt auch so eigentlich sehr kontaktfreudig bin und sehr auch offen oder so, aber es scheint im Moment wirklich so zu sein, dass ich mehr allein sein soll. [lacht] (RS 1178–1191)

Roswitha positioniert sich in dieser Passage in Bezug auf ihre Behinderung. In den unterschiedlichen biografischen Phasen, in die sie ihr bisheriges Leben einteilt, weist sie ihrer körperlichen Verfassung jeweils einen Stellenwert zu, der sowohl konstante wie phasentypische Aspekte enthält. Da wäre zunächst der Aspekt der Konstanz: „eigentlich“ war sich Roswitha „immer sicher“, dass ihr Sosein einen „Sinn“ hat. Dabei versteht sie sich als „so auf die Welt gekommen“ – soll heißen, Roswitha hat sich nie anders als „so“ erlebt, es ist kein schicksalhaftes Ereignis oder Fremdverschulden, das sie „so“ werden ließ. Ihr So-Sein ist ebenso unhintergebar wie charakteristisch für ihre Person. Auch wenn Roswitha hier kein soziales Modell von Behinderung vertritt, ist ihre Aussage doch ebenso wenig im Sinne eines medizinischen Modells zu verstehen. Vielmehr handelt es sich überhaupt nicht um ein Modell von *Behinderung*, sondern um den Versuch der Beschreibung einer sie kennzeichnenden Eigenart, die sich auf ihr Identitätskonzept im Allgemeinen bezieht.

Während ihrer christlichen Phase wird dieses Selbstbild semantisch in einen Glaubenszusammenhang gestellt: Ihr So-Sein ist „gottgewollt“, sie erlebt sich – im christlichen Diskurs – als „missgebildet“, beziehungsweise „körperlich versehrt“. Dabei fällt auf, dass eine solche Selbstbeschreibung entlang eines Maßstabes der binären Opposition *normal gebildet/missgebildet* bis zu dieser Phase des Interviews ein singuläres Phänomen darstellt. Die Selbstverortung als körperlich abweichend erfolgt ausschließlich im Kontext eines christlichen Diskurses, ohne dabei aber offensichtlich das Selbstbild zu beschädigen. Denn die Selbstbeschreibung als missgebildet und körperlich versehrt geht mit einer Art Sendungsbewusstsein einher, von dem sie einräumt, dass es „arrogant“ wirken könnte. So macht Roswitha aus ihrer Behinderung ein Lehr- und Lernprojekt. Sie versucht die Erfahrung ihrer Behinderung zunächst im Sinne eines Selbstbildungsprozesses zu verstehen, ehe sie sich ihrerseits als Lernobjekt präsentiert. Wenn man so will,

etabliert Roswitha auf diese Weise ein soziales Lernmodell von Behinderung, in dem Nichtbehinderte wie Behinderte Behinderung als sozialen Prozess verstehen lernen sollten. Roswitha geht davon aus, dass der Vorstellung von körperlicher Unversehrtheit geradezu etwas Defizitäres anhaftet, insofern sie „nicht alles ist“. Zur Vollständigkeit menschlicher Optionen ist demnach eine größere Bandbreite unterschiedlicher Verfassungen zu zählen.

Der soziale Rückzug, den Roswitha in jüngster Zeit an sich feststellt, ist in dieser Hinsicht nicht Ergebnis einer behinderungsbedingten Isolation oder Desintegration, sondern Resultat einer bewussten Entscheidung. Diese Entscheidung steht im Dienste einer Selbstreflexion und einer (therapeutisch begleiteten) Bestandsaufnahme, die Roswitha nicht als Identitätskrise verstanden wissen möchte. Roswitha sieht sich selbst nach wie vor als „sehr kontaktfreudig“ und „offen“, nimmt sich aber eine Auszeit zur Selbstbesinnung.

Mit der nächsten Nachfrage erinnert die Interviewerin daran, dass es zu Beginn dieser Interviewpassage um die Frage nach dem Engagement als behinderte *Frau* ging – Roswitha war auf den Gender-Aspekt dieser Frage direkt nicht mehr eingegangen.

I: Was für einen Stellenwert hat jetzt in diesem ganzen Gedankenkonzept – das du jetzt grad erzählt hast – die Tatsache, dass du eine Frau bist? Spielt das irgendeine Rolle, und wenn ja, welche Rolle spielt das?

R: Also es spielt, also für mich spielt das 'ne ganz entscheidende Rolle, dass ich, also dass ich kein behinderter Mann bin. Ich hab also mit vielen behinderten Männern in meinem Leben zu tun gehabt, egal in wel-, also mein letzter Partner war körperbehindert und der davor auch. Und ich hab also schon gesehen, dass also behinderte Frauen da noch mal 'ne ganz andere Zugangsweise auch ham, also auch Freundinnen von mir, die auch behindert sind, mit denen hab ich da also eine ganz, auch ein sehr großes Einverständnis, 'ne sehr intensive, sehr intensiven Austausch. Und ich denk schon, dass die behinderten Fr-, also dass ich auch als behinderte Frau da noch mal 'n andern Zugang hab, als wenn ich jetzt ein behinderter Mann wäre, ganz sicher! Und das, und das, also und das gefällt mir auch. Also ich möchte gar kein behinderter Mann sein. (RS 1194–1207)

Auf die explizite Nachfrage nach der Bedeutung des Geschlechts für Roswithas Selbstkonzept hin, thematisiert Roswitha die Geschlechterdifferenz ausschließlich im Kontext eines Behinderungsdiskurses. Die Geschlechterdifferenz spielt demnach eine entscheidende Rolle bei ihrer „Zugangsweise“ zum Thema Behinderung. Roswitha verweist auf eine Binnendifferenz zwischen den Menschen mit Behinderung. Ihre Partnerschaftserfahrungen ebenso wie ihre Erfahrungen mit Freundinnen haben Roswitha vor Augen geführt, wie sich die Geschlechterdifferenz im Umgang zwischen Menschen mit Behinderung reproduziert. Dabei positioniert sich Roswitha

keineswegs als doppelt benachteiligt. Es ist nicht ihre Behinderung allein, die sie gegenüber den Menschen ohne Behinderung in Anschlag bringt und es ist auch nicht ihr Geschlecht allein, die sie Nachteile gegenüber Männern ausmachen lassen. Ihre Positionierung gründet sich auf persönliche Erfahrungen in Partnerschaften mit körperbehinderten Männern sowie auf Freundschaftserfahrungen mit körperbehinderten Frauen. Sie basiert also auf einer Geschlechterdifferenz, zugleich aber auch auf einer Differenz zwischen Menschen mit und ohne Behinderung sowie zwischen Menschen mit Körperbehinderungen und Menschen mit anderen Behinderungen. Roswitha ist einerseits froh, kein behinderter Mann sein zu müssen, andererseits keine andere als eine Körperbehinderung zu haben. Von daher lässt sich auch erklären, an welche identifikatorischen Grenzen ein politischer Aktionismus stoßen muss, der für sich in Anspruch nimmt, ausschließlich die Interessen von Menschen mit Behinderung oder von Frauen zu vertreten. Beide Kollektive entsprechen nicht Bezugsgruppen, von denen Roswitha ihre Identitätsmuster bezieht.

I: Mhm. Kannst du das, also ein bisschen was dazu sagen, warum das so ist?

R: Also ich hab zum Beispiel, ich mein, ich hab ja lang, lang – also für mich definiert sich im Moment Frausein, also erst mal find ich, dass 'ne Frau eher in die Tiefe geht als ein Mann. Also das hab ich im Lauf der Jahre einfach feststellen können, erfahrungsmäßig so. Und dann halt auch so Sachen, wie, ich sag's jetzt einfach mal so, ja, Erotik, sich schön herrichten, schöne Frisur, schöne Haare, schön geschminkt oder so, schön angezogen und so was alles, das war für mich ganz, ganz lang total wurscht und total unwichtig. Und dann bin ich in Kontakt gekommen mit meiner Therapeutin. Und die hat nun also zu mir gesagt, du stinkst, du bist schlampig angezogen, du siehst unmöglich aus. Und da hab ich dann angefangen, wirklich auch so zu kucken, wie seh ich überhaupt aus. Und wie wirk ich auf die andern und was, was trag ich dazu bei, dass auch Leute mich anschauen oder mich wahrnehmen oder so. Ja und, und dann hab ich also da ziemlich viel Mühe drauf verwendet, auch so zu kucken, ja, eben mein Outfit auch zu verändern. Und das fand ich also sehr entscheidend, weil ich das bis zu dem Zeitpunkt, das ist jetzt ungefähr zehn Jahre her, vorher hab ich das nie gemacht, also mich geschminkt oder mich, mir ein schönes Kleid gekauft oder, oder ich hab immer Hosen getragen. Obwohl mir das eigentlich, obwohl es, obwohl ich mich mit Kleidern und Röcken viel wohler fühle. Hab ich inzwischen festgestellt, ja. Und dann halt auch so Sachen, wie wirklich in die Tiefe auch zu gehen. Also das hat jetzt nix mit dem Outfit zu tun, sondern mehr so mit zu kucken, warum und wieso passiert jetzt das und das. Beispiele könnt ihr jetzt da nicht so nennen. Ja. (RS 1208–1227)

Zunächst macht Roswitha ihr Verständnis der Geschlechterdifferenz an einem Kriterium fest, das sie mit der Vokabel „Tiefe“ bezeichnet. Diese könnte als emotionale oder emphatische Tiefe interpretiert werden, da Roswitha sie auf ihre Partnerschafts- beziehungsweise Freundschaftserfahrungen gründet. Jetzt zeigt sich, dass sich Roswitha von ihrem Vergleich zwischen Män-

nern und Frauen mit Behinderung verabschiedet und einen allgemeinen Genderdiskurs führt. Es ist nun nicht mehr die *behinderte* Frau, mit der sie sich identifiziert und der sie im Unterschied zu *behinderten* Männern mehr Einfühlungsvermögen und Vertrauenswürdigkeit zugesteht, sondern jetzt identifiziert sich Roswitha mit Frauen generell und zieht als Kontrastfolie Männer *im Allgemeinen* heran. Die Tragweite dieser veränderten Perspektive wird deutlich, wenn Roswitha die Themen Erotik, Ästhetik und Hygiene ins Spiel bringt. Während sie zuvor ihr Verständnis dessen, was den Unterschied zwischen Männern und Frauen mit Behinderung ausmacht, auf ihre persönlichen Erfahrungen zurückgeführt hat, scheint ihre geschlechtsspezifische Haltung zu Fragen der Körperästhetik auf Einflüssen von außen zu beruhen. Roswitha gibt hier eine Perspektive wieder, die sie sich zu Eigen gemacht hat und die ihr namentlich von Seiten ihrer Therapeutin zugewiesen worden ist.

Die Therapeutin veranlasste Roswitha nicht nur auf sich selbst zu blicken, sondern sich im Spiegel der anderen zu sehen. Es geht um Roswithas Körper – nicht um einen behinderungsbedingt defizitären Körper, sondern um einen vernachlässigten Körper. Roswithas Therapeutin moniert die mangelnde Körperpflege und das unästhetische äußere Erscheinungsbild von Roswitha. Freilich schwingt in dieser therapeutischen Intervention nicht nur die Sorge um ein beschädigtes Körperselbstbild oder die Vermutung eines mangelhaften Körperbezugs mit, sondern auch die Unterstellung einer drohenden sozialen Selbstisolation. Dies ist insofern bemerkenswert, als Roswitha bislang keine Andeutungen gemacht hat, dass soziale Integration ein Problem für sie ist. Allerdings führte Roswitha Situationen, in denen sie von Schwierigkeiten im Umgang mit anderen erzählt, jeweils auf ihr eigenes Verhalten zurück: Im Heim wollte sie sich auf Kosten der anderen durchsetzen und verhielt sich deshalb wenig kooperativ, in ihrer gegenwärtigen Lebenssituation will sie sich vornehmlich mit sich selbst beschäftigen und ist infolgedessen häufiger allein.

Es ist aber nicht nur das Spannungsverhältnis zwischen Körperselbstbild und genereller Außenwirkung, das hier zur Debatte steht. In Roswithas Erzählungen appelliert die therapeutische Intervention auch an ihre Geschlechtsidentität. Aus dem „unmöglichen“ Eindruck, den sie nach Aussagen ihrer Therapeutin auf „Leute“ macht, wird ein Eindruck, den Roswitha im Speziellen auf *Männer* macht. So übernimmt Roswitha vor dem Hintergrund einer heterosexuellen Vergleichsfolie geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen. Erotische Attraktivität heißt für eine Frau, sich „schön herrichten, schöne Frisur, schöne Haare, schön geschminkt, schön angezogen und so was alles“ zu sein. Roswitha gewinnt ein Körperselbstbild in dem Maße, wie sie lernt, ihren Körper zum Objekt der Selbstreflexion zu machen. Sie lernt aber dabei vor allem, ihn mit den Augen der anderen (Männer beziehungs-

weise Menschen ohne Behinderung) zu betrachten und geschlechtsspezifische Rollenvorstellungen zu verinnerlichen.

Diesen Wandel der Einstellung gegenüber ihrem eigenen Körper, der ihr zugleich eine Identifikation mit den an sie als Frau gestellten Rollenerwartungen einbrachte, datiert Roswitha zehn Jahre zurück. Diese zeitliche Einordnung (Roswitha dürfte zu diesem Zeitpunkt etwa 25 Jahre alt gewesen sein) lässt darauf schließen, dass die Phase sexueller Aktivität und Selbstbemächtigung damals bereits eingesetzt hatte. So spricht Roswitha im Zusammenhang mit dem Körperthema auch nicht von ihrem sexuellen Selbstbewusstsein, das sich ihr durch ein verändertes Körper selbstbild erschlossen hätte, sondern davon, sich fortan in ihrer Geschlechtsrolle wohler zu fühlen und sicherer zu bewegen. Mit diesem Wandel ging auch eine Entwertung der Maßstäbe, die sie vorher an sich und ihren Körper angelegt hatte, einher. Dazu gehörten sowohl ihr Äußeres (sie hatte sich nie geschminkt, keine schönen Kleider gekauft und immer Hosen getragen) als auch innere Einstellungen (sie ist den Dingen nie auf den Grund gegangen).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass Roswitha hier davon erzählt, wie sie gelernt hat, sich mit einem Geschlechtsrollenverständnis zu identifizieren, das sich in der Differenz zu Männern definiert: Frau-Sein bedeutet demnach, durch eine Präparierung des Körpers und durch äußere Ausstattungsmerkmale erotische Ausstrahlung zu erlangen. Es bedeutet auch, durch die psychische Disposition „in die Tiefe zu gehen“, in Bezug auf Beziehungen und Freundschaften eine andere Ebene sozialer und emotionaler Kompetenzen zu entwickeln als Männer. Interessant ist dabei, dass dieser Lernprozess zur Voraussetzung hatte, ihr bis dahin gewachsenes Körper selbstbild nicht nur zu ignorieren, sondern retrospektiv zu entwerten.

Die folgende Nachfrage ist von dem Interesse geleitet, den Gender- und Behinderungsdiskurs stärker aufeinander zu beziehen. Roswitha hatte damit begonnen, von sich als behinderter Frau zu sprechen und damit geendet, sich mit ihrer Frauenrolle zu identifizieren. Sie wird nunmehr darum gebeten, diese beiden Diskurse in ein Verhältnis zueinander zu setzen.

I: Du hast vorhin ja ein bisschen erzählt, dass von deinen Überlegungen her, die du jetzt gerade in deiner Zurückgezogenheit feststellst, was für eine Rolle das Behindert-Sein spielt oder es spielen könnte: Ist es eine Aufgabe für dich oder auch für die anderen, daraus was zu lernen? Da möchte ich dich noch mal fragen, ob du da auch überlegst, was für einen Stellenwert das hat, dass du eben jetzt – abgesehen von der Behinderung – zum Beispiel, wenn du sagst, ich bin eine Frau auf dieser Welt und was für einen Stellenwert hab ich als Frau. Also die gleichen Überlegungen sozusagen anzustellen, was es bedeutet, eine Frau zu sein.

R: Also das bedeutet für mich jedenfalls ganz sicher, dass ich eben wirklich auch noch mal mehr in die Tiefe gehe, als wenn ich jetzt 'n Mann wäre, mit Behinderung. Also ich geh immer, also wenn ich von irgendwas rede, red ich eigentlich immer davon,

also gehört, also meine Behinderung gehört für mich zu mir wie meine Nase. Das ist für mich was, ich kann mir das überhaupt nicht vorstellen, anders zu sein. Das ist, war für mich schon, also ich hab zwar oft und mach's auch vielleicht heute noch, weiß ich nicht, meiner Umwelt Vorwürfe oder Schuldgefühle oder was weiß ich. Trotzdem kann ich also aus meinem tiefsten Innersten sagen, dass das wirklich zu meinem Leben gehört hat, seitdem ich denken kann. Das war schon immer für mich normal, so wie ich bin. Und ich, hab mir, also ich konnt mir auch nie vorstellen, anders zu sein. Genau. Ich fand das immer auch zum Beispiel ganz schlimm, wenn jemand zu mir gesagt hat, also wenn ich, wenn ich morgen auf Grund von 'ner Querschnittslähmung im Rollstuhl sitzen würde, würd ich mich umbringen. Ich fand das immer entsetzlich, so was zu hören, weil ich mir immer gedacht hab, ja, dann müsst ich mich eigentlich sofort umbringen. Weil dann bin ich eigentlich gar nix. Weißt du. Also ich find das schlimm. Weil die Leute eigentlich gar nicht wissen, wovon sie reden. Ich mein, es hat auch irgendwie auch, es hat ja auch was, also indem sie so was zu mir sagen, wertet es ja eigentlich meine Existenz total runter. Ja.

I: Ja. Ich glaub, das ist denen in dem Moment in keiner Weise bewusst, was sie eigentlich damit wirklich sagen. (RS 1228–1258)

Ihre Eigentheorie, dass Frauen „mehr in die Tiefe“ gehen als Männer bezieht sie nun wieder auf Menschen mit Behinderung. Das heißt, dass sie wiederum betont, dass in ihren Augen auch das Kollektiv der behinderten Menschen geschlechtsspezifisch strukturiert ist.

Im Anschluss an diese Bemerkung verlässt Roswitha den Gender-Diskurs und nimmt Stellung zur Bedeutung, die ihre Behinderung für sie hat. Dies ist die erste Stelle im Interview, an der Roswitha sich ausführlich mit dem ihr entgegengebrachten Identifikationsmerkmal Behinderung auseinander setzt.

Sie beginnt mit einem Vergleich, der die Eigenakzeptanz ihrer Behinderung zum Ausdruck bringen soll. Sie gehört zu ihr wie ihre Nase – das ist eine stehende Redensart von Roswitha, die diese Beschreibung immer wieder verwendet, um zu verdeutlichen, dass ihre Behinderung Teil ihrer Identität ist, gewissermaßen kein Fremdkörper, sondern ein integraler Aspekt ihrer Person. Roswitha kennt sich selbst nicht anders. Diese Selbstsicht bedarf der laufenden Bestätigung. Sie ist nicht stabil und wird auch nicht konsistent aufrechterhalten. Schon „oft“ und „vielleicht heute noch“ meldet sich bei ihr eine andere Auffassung über das Verhältnis zu ihrer Behinderung. In diesen Situationen betrachtet Roswitha ihre Behinderung als ein ihr zugefügtes Merkmal, für das sie ihre soziale Umgebung verantwortlich macht, indem sie zum Beispiel versucht, Schuldgefühle zu erzeugen.

Roswitha unterscheidet zwei Betrachtungsweisen ihrer Behinderung: Eine folgt der Logik eines integralen Identitätsmodells, die andere folgt der Logik einer von außen beigefügten Beeinträchtigung. Entsprechend verbindet sie die identitäre Vorstellung mit einem Normalitätsanspruch, während

die Vorstellung, beeinträchtigt worden zu sein, aus einem Gefühl der Exkludierung heraus formuliert wird. Normalerweise ist Roswitha so, wie sie ist – fühlt sie sich „anders“, besteht eine Differenz zu ihrer Umwelt. „Normal“ heißt für Roswitha demnach, so zu sein wie sie ist und nicht so sein zu wollen, wie die anderen – denn dies würde bedeuten, „anders“ zu werden, und das ist für Roswitha nicht vorstellbar.

Roswitha verdeutlicht ihre Eigentheorie mit einer Belegerzählung, die eine Standarderfahrung für behinderte Menschen darstellt. Die Geschichte ist geeignet, ihre Selbstsicherheit zu untergraben. Roswitha erkennt in dem geschilderten Reaktionsmuster von Nichtbehinderten eine Ausschluss-, wenn nicht gar symbolische Vernichtungsstrategie. Die idealtypische Geschichte schildert den Versuch von Nichtbehinderten, unter dem Deckmantel von Empathie und Mitleid, Menschen mit Behinderung indirekt die Lebensfreude und -berechtigung abzusprechen. Das stellvertretende Sich-Hineinversetzen in eine Behinderung und deren Folgen markiert durch die Suizidoption gerade die Differenz zwischen Menschen ohne und mit Behinderung. Es ist die Tatsache, dass im Moment ihrer Äußerung die Probe aufs Exempel nicht zur Debatte steht, die diese Differenz herstellt. Die Projektion querschnittgelähmt im Rollstuhl zu sitzen steht – pars pro toto – für die Gruppe der Behinderten insgesamt. Auch wenn Roswitha selbst nicht *querschnittgelähmt* im Rollstuhl sitzt, sieht sie sich durch diese Formulierung mitgefangen, mitgehangen. Die Botschaft lautet: So wie sie möchte man nicht sein. Sie ist anders und sollte deshalb eigentlich gar nicht sein. Roswitha sieht sich ihrer Existenzberechtigung beraubt, fühlt sich diskursiv ausgelöscht. Das Andere gehört vernichtet oder müsste sich demnach eigentlich selbst vernichten wollen, weil es anders ist.

Roswitha und die Interviewerin – diese anekdotenhafte Episode ist beiden nicht unbekannt – bestätigen sich hinsichtlich der moralischen Bewertung solcher Einlassungen. Interessant ist die Strategie, die beide anwenden, um sich selbst vor der (selbst)zerstörerischen Wirkung der geschilderten Argumentation zu schützen. Beide sprechen dem idealtypischen pseudoemphatischen Nichtbehinderten Vernunft und Normalität ab – denn sie wissen nicht, was sie tun. Diese werden nun ihrerseits temporär zu *Anderen* erklärt, zu Menschen, die nicht im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sind. Nur aufgrund dieser vorgenommenen Abspaltung – die ja auch impliziert, dass man selbst sich der großen Gemeinschaft der Normalen und Vernünftigen zuordnet – scheint die Vernichtungsandrohung, die in der obigen Argumentation liegt, aushaltbar zu sein.

(Im Folgenden werden einige Interviewpassagen gekürzt – dies erfolgt deshalb, weil sich die Interviewerin nunmehr mit zunehmender Dauer des Interviews selbst mit eigenen Erzählungen und Erfahrungen einbringt und so die Struktur eines biografischen Interviews schrittweise auflöst. Dies schien

einerseits geboten durch die insgesamt sehr offene und vertrauensvolle Atmosphäre während des Interviews, andererseits zeichneten sich in diesem Stadium auch immer deutlichere Redundanzen ab, die – zusammen mit Anzeichen physischer Erschöpfung der Beteiligten – auf ein baldiges Ende des Interviews hindeuteten).

Die Taufe als Körpererlebnis

I: Ich möchte noch mal auf diese Baptistenzeit zurückkommen. Du hast dich taufen lassen ...

R: Der Täufling das, die zu Taufende, bekommt dann ein weißes Kleid und wenn die Person nichtbehindert ist, dann läuft sie eben in das Becken dann über 'ne Treppe rein. Der Pfarrer ist dann schon drinnen im Wasser und er taucht diese Person halt dann komplett unter und sagt halt 'ne paar Sprüche oder so, Taufspruch und so, was halt so üblich ist an Ritual und dann geht die Person wieder raus. Und dann ist sie eben getauft. Und bei uns, also bei meiner Freundin und mir, wir haben uns also am selben Tag taufen lassen, wir sind reingetragen worden. Und das war also, das war phantastisch. Ich weiß das noch relativ genau. Das war wirklich schön. Also wir sind reingetragen worden von zwei kräftigen Männern und der Pfarrer hat uns dann untergetaucht, also nacheinander, und, also ich möchte das Erlebnis nicht vermissen in meinem Leben, wirklich, es war wirklich schön. Es gab dann hinterher richtiges Essen und 'n richtiges Fest war dann im Anschluss noch nach dem Gottesdienst. (RS 1259–1349)

Roswitha beschreibt die Taufzeremonie als körperliches Erlebnis. Da es Roswitha und ihrer Freundin aufgrund ihrer Körperbehinderung nicht möglich war, selbstständig ins Wasserbecken zu gehen, musste die Zeremonie abgewandelt werden. Die erforderliche Sonderbehandlung bewertet Roswitha in ihrem Fall nicht als benachteiligend. Im Gegenteil: Die Sonderbehandlung, die gleichbedeutend damit war, sich fremder Hilfe auszusetzen, wird von Roswitha als „phantastische“ und „wirklich schöne“ Erfahrung geschildert, die sie nicht missen möchte. Der Taufakt selbst, zu dem sich Roswitha entschlossen hat, ist ein Akt, bei dem die eigene Handlungssouveränität einem Priester überantwortet wird. Möglicherweise ist es dieser religiöse Kontext, der es Roswitha erlaubt, ihre öffentlich zur Schau getragene Abhängigkeit hier zu genießen. Diejenigen, die sie in der Situation unterstützt haben, werden in diesem Fall nicht in ihrer Helfer- oder Pflegerrolle, sondern erotisch konnotiert als „zwei kräftige Männer“ beschrieben. Zur körperlichen und sinnlichen Erlebnisqualität der Taufe gehörten auch ein Essen und ein Fest. So bleibt die Taufe als positive körperliche und sinnliche Selbsterfahrung im Gedächtnis und nicht als eine Zeremonie, bei der der eigene Körper behindert hätte.

Zwischen Rollstuhl und Prothesen: (De)Mobilisierungen des Körpers

I: Ich möchte dich noch mal etwas fragen über die Zeit, als du von zu Hause weggegangen bist, also nach Neustadt. Hattest du eigentlich in der Zeit einen Rollstuhl oder wie bist du nach draußen gekommen, aus dem Haus, ins Dorf und so weiter.

R: Ich hatte damals immer nur 'n Kinderwagen. Also ich konnte mich selber gar nicht fortbewegen, nur im Haus. Und es entzieht sich auch relativ meiner Erinnerung, muss ich gestehen, wie das jetzt genau war, und zwar, also meinen ersten Rollstuhl hab ich bekommen, da war ich glaub ich erst zehn oder neun oder so. Also ich war ziemlich, also ich hab spät meinen ersten Rollstuhl bekommen. Und bis dahin also, als ich mit sechs nach Neustadt kam, ich glaub so mit sieben oder acht hatten wir dann auf der Gruppe einen Krabbler, den mussten wir uns also mit drei oder vier Kindern ham sich den teilen müssen. Also das ist so 'n kleines Wägelchen, kennst du das? Weißt du, was ich meine? Sieht aus wie 'ne Fußbank mit vier Rädern und da kann man, also das ist halt niedrig, ne. Also es ist vom Tisch ungefähr, mei so 20 cm sind das vielleicht. Ja, nee, bisschen höher ist das schon, so ungefähr, 30, 40 cm und heute hab ich das auch noch. Also ich hab das immer noch dieses Hilfsmittel und das ist also eigentlich 'n Fahrzeug für die Wohnung. Und damals hab ich mich da so mit dem Oberkörper draufgelegt und dann halt so mit dem, mit meinem linken Bein so abgestoßen. Und heute sitz ich drauf und fahr halt mit dem linken Bein, stoß ich mich dann so ab. Und das ist eigentlich so mein, also innerhalb meiner Wohnung ist das eigentlich mein Hilfsmittel. Genau. Und mit, meinen ersten E-Rollstuhl hab ich bekommen, da war ich glaub ich erst elf oder noch älter, ich weiß es gar nicht mehr so genau. Und das war also dann, dann ging's richtig ab, ja. Aber vorher war da nicht viel los, also als ich noch daheim war, mit bis zum 6. Lebensjahr hatt' ich keinen Rollstuhl. Also das einzige, an was ich mich erinnern kann, waren eben diese Prothesen mit fünf oder vier, sowas, vier oder fünf, und dann noch, ja also Hilfsmittel in dem Sinn gab's damals noch gar nicht, also 'n Kinderwagen eben, die Eltern ham mich mit 'm Kinderwagen spazieren gefahren noch bis ich sechs Jahre alt war oder noch älter. Nee, warte mal, später hatt' ich dann schon, also mit, mit sieben hatt' ich dann glaub ich schon 'n Schieberollstuhl, aber elektrischen erst später. Und ich mein, mit dem Schieberollstuhl konnt' ich ja auch selber gar nix machen, ne. Und deswegen also dann ich glaub mit zehn oder elf hab ich dann den ersten E-Rolli [Elektrollstuhl] bekommen. Müsst ich direkt mal nachforschen. (RS 1357–1391)

Gefragt ist nach Roswithas ersten außerhäusigen Erfahrungen, nach ihren räumlichen Entfaltungsmöglichkeiten in ihrer Kindheit, als sie noch bei ihren Eltern wohnte. Die Interviewerin zielt auf die eingeschränkte körperliche Mobilität von Roswitha ab. Darüber hinaus geht es ihr um den Stellenwert von und die ersten Erfahrungen mit Hilfsmitteln. Die Fragestellung implizierte eine Defizitperspektive. Die Interviewerin setzt voraus, dass Roswitha sich aufgrund ihrer *körperlichen* Voraussetzungen nicht frei bewegen konnte und auf ein Hilfsmittel, wie beispielsweise einen Rollstuhl,

angewiesen sein müsste. Andere vorstellbare Ursachen einer eingeschränkten Mobilität werden durch die Frageformulierung ausgeblendet: etwa Ängstlichkeit der Eltern, mangelhafte kindgerechte Infrastruktur, mangelhafte soziale Integration des Elternhauses, sozioökonomische Grenzen.

So erfahren wir von Roswitha weniger über die sozialen Gelegenheitsstrukturen, die sie in ihrer Kindheit vorfand, als vielmehr die Geschichte ihrer hilfsmittelgestützten Mobilitätskarriere. Die allerdings ist aufschlussreich, was ihre Sozialisation als Körperbehinderte anbelangt. Obwohl Roswitha sich mit konkreten Erinnerungen an diese frühe Phase ihrer Kindheit einigermaßen schwer tut, erinnert sie sich an ihren Kinderwagen. Erst durch den *behindertenspezifischen* Kontext wird der Kinderwagen zu einer Besonderheit und zu einem Defizit. Denn Roswitha sagt, sie habe damals „immer nur einen Kinderwagen“ gehabt, das heißt, dieser Kinderwagen ist länger als üblich in Gebrauch gewesen. Er diente offensichtlich mit zunehmendem Alter dazu, die fehlende selbstständige Fortbewegungsoption zu kompensieren. So ermöglichte der Kinderwagen Mobilität nach außen. Mit zunehmendem Alter stand er der Fortbewegung aber auch im Wege. Wenn der Kinderwagen frühzeitig durch ein alternatives Hilfsmittel ersetzt worden wäre, hätten sich in dieser Lebensphase für Roswitha selbstbestimmtere Fortbewegungsmöglichkeiten aufgetan. Roswitha deutet unterschiedliche Erklärungen für diese Situation an. Demnach konnte es an den eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten des Elternhauses gelegen haben, dass sie so lange „immer nur einen Kinderwagen“ zur Verfügung gehabt hat. Möglicherweise lag es auch an einer mangelnden Aufklärung der Verantwortlichen über individuell angepasste technische Möglichkeiten der Unterstützung. Es könnte aber auch an der im Vergleich zu heute noch am Anfang stehenden Hilfsmittelentwicklung gelegen haben.

Roswitha datiert den Erhalt ihres ersten Rollstuhls auf ihr neuntes oder zehntes Lebensjahr. Rückblickend betrachtet bewertete sie diesen Zeitpunkt als biografisch „spät“, woraus geschlossen werden kann, dass ihr die Optionen, die ihr ein eigener Rollstuhl geboten hätte, auch schon zu einem früheren biografischen Zeitpunkt willkommen gewesen wären. Nachdem ihr ein Rollstuhl in einer Lebensphase zur Verfügung gestellt wurde, in der sie bereits seit Jahren außerhalb ihrer Familie in einem Heim untergebracht war, stellt sich die Frage, wie es in der Zwischenzeit im Kontext des Heimumfelds mit ihrer Mobilität bestellt war.

Roswithas Erzählung gibt sowohl Einblick in die damaligen Heimverhältnisse wie auch in die zeittypischen Therapieformen von Contergangeschädigten. Sie erwähnt einen so genannten „Krabblerr“ und beschreibt dessen Funktions- beziehungsweise Einsatzweise. Dieses Hilfsmittel, obwohl für Roswitha und wahrscheinlich auch für viele ihrer Mitbewohnerinnen und Mitbewohner Voraussetzung, sich selbstständig fortbewegen zu kön-

nen, mussten sich mehrere Kinder teilen, so dass eine freie und selbstbestimmte Fortbewegungsoption von vornherein verhindert war. Zudem war dieses Gerät so beschaffen, dass es lediglich für den innerhäusigen Gebrauch geeignet war. Während Roswithas Selbstständigkeit durch die geringe Ausstattung mit diesem Hilfsmittel damals nicht gefördert wurde, schätzt sie den Krabblerr heute in ihrer eigenen Wohnung als funktional und unterstützend. Sie beschreibt die Adaption des Geräts für ihre Zwecke und ihre individuell ausgefeilte Fahrtechnik. Der Vorteil des Krabblers besteht – im Gegensatz zu einem handbetriebenen Rollstuhl – darin, dass sich Roswitha damit innerhalb von barrierefreien Räumlichkeiten aus eigener Kraft fortbewegen kann.

Adäquate Möglichkeiten bietet ihr nur ein Elektrorollstuhl, den sie aber erst zu einem späteren Zeitpunkt erhielt. „Dann ging’s richtig ab“. Der Elektrorollstuhl bildete die technische Voraussetzung für Roswitha, ihren Aktionsradius, innerhalb dessen sie sich selbstständig fortbewegen konnte, auf ein außerhäusiges Umfeld zu erweitern und ihr räumlich die Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten, die sie inzwischen nutzt.

Neben der Geschichte ihrer schrittweisen Mobilisierung durch die zunehmende Verfügbarkeit von Hilfsmitteln deutet Roswitha auch eine Geschichte der Demobilisierung an, die durch begrenzte finanzielle Möglichkeiten der Eltern gekennzeichnet zu sein schien und auch durch die dominanten medizinisch-therapeutischen Strategien bestimmt war, die kennzeichnend für den zeittypischen Umgang mit contergangeschädigten Kindern waren. Roswitha bekam im Alter von vier bis fünf Jahren Prothesen, die sie von ihrem heutigen Standpunkt aus nicht als Hilfsmittel betrachten kann. Sie stufte die Prothesen offenkundig nicht als einen konstruktiven Beitrag zu ihrer persönlichen Entwicklung in Richtung Selbstständigkeit ein.

Verhinderte Freundschaften: Behinderung als Zumutung

Die folgende Nachfrage versucht wieder stärker das Moment der sozialen Integration Roswithas während ihrer Kindheit in den Blick zu nehmen. Auch diese Formulierung steht unter den Prämissen einer Defizitperspektive. Aus der Tatsache, dass Roswitha körperbehindert ist und war, wird nun auf defizitäre Sozialkontakte beziehungsweise Gelegenheitsstrukturen geschlossen.

I: Also bist du dann zu Hause nur wenn du mit deinen Eltern los bist, rausgekommen oder auch mit Freunden aus dem Dorf oder so?

R: Nee. Ich hatte keine Freunde im Dorf. Also Freunde in dem Sinn sowieso nicht. Ich wusste auch gar nicht bis vor was weiß ich, also bis ich 16, 17 war, wusst ich gar nicht, was das ist, Freundschaft. Also alle die Leute, die sich mit mir so, also so empfind ich’s heute, die sich mit mir befasst ham, das war immer entweder auf gewerblicher Ebene, also Erzieher oder so was, in dem Stil oder dann halt, wenn sie mit, wenn meine Mutter

denen irgendwie ein Geld gegeben hat, dass sie sich mit mir abgeben. Also ich wusste gar nicht, was das ist, Freundschaft in dem Sinne. (RS 1392–1401)

Roswitha bestätigt die Vermutung, dass freundschaftliche Kontakte zu knüpfen, für sie als Kind nicht möglich war. Als Grund für diese Situation führt sie nicht ihre Behinderung oder die damit zusammenhängenden Mobilitätseinschränkungen an. Sie bezieht sich auch nicht auf ein spürbares Defizit, auf ein Gefühl der Isolation. Roswitha beschreibt, dass ihr gewissermaßen das *Konzept* Freundschaft in diesem Alter unbekannt gewesen ist. Insofern konnte sie nicht vermissen, was ihr unvertraut war. Es handelt sich um ein Versagen der Sozialisationsinstanz Familie, die ihr – insbesondere in Gestalt der Mutter – die Gelegenheiten, qualitative Freundschaftsbeziehungen zu Gleichaltrigen zu pflegen, durch ihr Verhalten systematisch verwehrt hat. So macht Roswitha deutlich, dass es nicht ihre körperlichen Voraussetzungen waren, die sie daran hinderten, Sozialkontakten so intensiv nachzugehen, dass sich aus ihnen eine freundschaftliche Nähe hätte ergeben können, sondern es war die Mutter, die in dieser Hinsicht die *soziale* Behinderung verursachte.

Ihre Erfahrungen im Zuge der Primärsozialisation waren für Roswitha lange Zeit prägend und sie verortet ihre Entdeckung des Konzepts Freundschaft rückblickend erst in einer Lebensphase, in der sie sich schon längst auf einen emanzipatorischen Weg gemacht hatte. Die Sozialkontakte, über die Roswitha verfügte, waren nicht durch emotionale Nähe gekennzeichnet. Sie charakterisiert sie zum einen als professionalisierte funktionsgebundene Kontakte, zum anderen als durch die Mutter funktionalisierte Kontakte. Ihnen gemein war die Tatsache oder das Gefühl, dass man sich mit ihr „befasste“, dass es sich dabei nicht um selbstgewählte und gewachsene Kontakte handelte. Auf der Ebene der Berührungen, die Roswitha gesundheitsbedingt mit dem medizinisch-technischen Apparat und nach der Heimunterbringung mit einem pädagogisch-therapeutischen Apparat hatte, liegt die beschriebene Struktur der Sozialkontakte auf der Hand. Anders verhielt es sich mit den Kontakten zu Gleichaltrigen, die die Mutter immer wieder belohnen (bestechen) zu müssen glaubte und dadurch bei Roswitha ein dauerhaftes Gefühl der Bringschuld und des Misstrauens gegenüber Menschen hervorrief, die ihr emotional näher kamen.

R: Und manchmal spür ich das sogar heute noch, so diese, diese schmerzhaften Nachwirken, dass ich so denke, ja, ich müsste den Leuten eigentlich irgendwas geben, was weiß ich, Blumen, Geld oder so, dass er sich mit mir ab-, ab-, dass sie sich mit mir befassen. Also das kommt manchmal in Ansätzen heute noch durch. Und deswegen scheu ich mich auch immer noch, Freunde mit nach Hause zu nehmen, weil ich immer noch das Gefühl hab, meine Mutter würde denen dann was weiß ich 'n Pfund Kaffee geben zum Beispiel, weiß du? //I: Das versteh ich sehr gut.// Ich weiß nicht, ob du das

kennst, also das ist immer so, das ist furchtbar. Also ich find's entsetzlich. Weil du irgendwie überhaupt kein 'normalen Blickwinkel entwickelst, was Freundschaft ist. Ich mein, es ist immer ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Egal, ob jetzt eine Person wesentlich benachteiligt ist oder nicht. Und daher kommt das auch, also bild ich, glaub ich jedenfalls, dass daher auch das, das schwierige Verhältnis zu meiner Schwester kommt. Weil sie irgendwie gar nie kennengelernt hat, dass ich auch, was weiß ich, dass ich auch was geben kann. Weißt du? Und das tut weh! (RS 1401–1421)

Das prägende dieser Sozialisationserfahrung besteht im Wesentlichen darin, dass Roswitha lernen musste, sich gegenüber anderen als ungleich, unangemessen und defizitär anzusehen. Diese ihr durch die Mutter zugewiesene Position erschwert es Roswitha auch heute noch, egalitäre Beziehungsmuster zu pflegen. Sie kann sich dann des Gefühls nicht erwehren, gegenüber anderen eine behinderungsbedingte Bringschuld zu haben, beziehungsweise für materielle Entschädigungen oder materiellen Ausgleich meinen sorgen zu müssen. Roswitha muss sich immer wieder selbst versichern. Es bedarf immer noch einer Willensanstrengung, soziale Beziehungen jenseits ihrer Pflege- oder Helfersfunktion anzuerkennen. Sowohl die Mutter als auch Roswithas Schwester sehen in ihr nicht einen Menschen, der mehr ist als Hilfsbedürftiger und Unterstützungsempfänger. Roswitha versucht ihr Verständnis eines egalitären und wechselseitigen Moments in Freundschaftsbeziehungen mit einem Normalitätskonzept zu verknüpfen, das ihr über viele Jahre nicht zur Verfügung stand und ihr situativ auch heute noch abhanden kommt. Insofern macht sie hier deutlich, wie sich ein Modell sozialer Herstellung von Behinderung biografisch manifestiert.

I: Wie hast du denn, wenn diese Kinder ab und zu dann kamen, habt ihr dann mit Spielsachen gespielt oder wie war das für dich?

R: Die sind nicht gekommen. Also ich weiß nicht mehr so genau, wie das alles gelaufen ist. Also ich bin dann später auch zu denen hingegangen und also dann hatt' ich halt irgendwie auch 'n Rollstuhl oder so. Ich weiß das alles nicht mehr so genau. Aber es war dann schon auch so, dass die gekommen sind und dann ham wir halt irgendwas gespielt oder so, ich weiß das nicht mehr so genau, und dann, wenn die dann gegangen sind, dann hat halt meine Mutter was weiß ich zehn Mark gegeben oder ich weiß es nicht mehr genau.

I: Hast du das mitbekommen?

R: Ja, ich hab das mitbekommen. Also und später, als ich dann etwa, als ich dann älter wurde, die hat das dann nicht aufgehört, bis ich was weiß ich 18 oder 20 war oder so. Also ich hab dann auch irgendwann 'ne zeitlang Freundinnen und Freunde mit nach Hause genommen, weil ich halt auch gedacht hab, na ich hab Lust, mit denen noch 'ne Zeit zu verbringen oder so. Und dann hab, hab ich halt mitgekriegt, wie meine Mutter was weiß ich Kaffee und Geld und lauter solchen Scheiß, was die da veranstaltet hat. Da hab ich gesagt, sie soll das bitte lassen, das sind meine Freunde. Und sie hat's aber nicht gelassen und dann hab ich halt irgendwann mal aufgehört, die Leute mitzuneh-

men. Weil ich, also das, ich will mir, also ich mag diesen Seelenstress auch nicht erleben, weißt du, und das hat mich dann richtig wütend gemacht. (RS 1422–1441)

Roswitha versucht noch einmal die Geschichte ihrer Peerkontakte in Zeiten, in denen sie sich in ihrem Elternhaus aufhielt, zu erzählen. Was die Phase ihrer Kindheit anbelangt, weist sie mehrmals auf ihr ungenaues Erinnerungsvermögen hin. Das mag ein Stück weit an ihrem damaligen Alter liegen. Möglicherweise schildert sie diese Lebensphase auch deshalb nicht präzise, weil sie als Kind wenig bis keine Möglichkeiten hatte, sich dem mütterlichen Verhalten zu entziehen, beziehungsweise gegen es zu opponieren. Roswitha stellt die damalige Situation so dar, dass Besuche von Gleichaltrigen in ihrem Haus eher nicht stattgefunden haben und außerhäusige Besuche eher selten waren. Dabei war sie auf fremde Hilfe angewiesen, denn Roswitha benötigte dazu ja auf jeden Fall einen fahrbaren Untersatz, der ihr damals noch nicht ständig zur Verfügung gestanden hatte. Sozialkontakte zu Gleichaltrigen waren also zum einen rar, zum anderen mit besonderen Umständen verbunden. Sofern sie dennoch zustande kamen, griff das Bestechungsverhalten der Mutter, das Roswitha auf Jahre hinaus die Freundschaftspflege im Elternhaus vergällte.

Schließlich berichtet Roswitha, dass die Mutter ihr Verhalten auch noch zu Zeiten konsequent aufrechterhalten hat, in denen Roswitha bereits im Heim untergebracht war, also nur noch zu Besuch im Elternhaus weilte. Die Geschenke der Mutter für die Freunde Roswithas wurden dann altersmäßig angepasst – und gegen den mittlerweile ausdrücklich erklärten Willen Roswithas weiterhin verteilt. Heute zieht Roswitha die Konsequenz und bringt Freunde nicht mehr mit in ihr Elternhaus. Heute verfügt Roswitha über die räumlichen und organisatorischen Möglichkeiten, Freundschaften außerhalb ihres Elternhauses zu pflegen.

Roswitha unterstellt dem Verhalten der Mutter heute immer noch die gleichen Motive wie in ihrer Kindheit: Wer sich mit Roswitha abgibt, dem entstehen Unkosten, der handelt karitativ oder altruistisch und muss dafür belohnt werden. Gegen diese Haltung, Roswitha zu einer bemitleidenswerten behinderten Tochter zu stempeln, wirksam anzugehen, fehlten Roswitha als Kind die Mittel. Sie war dieser mütterlichen Definitionsmacht hilflos ausgeliefert. Sie verunmöglichte es Roswitha und auch ihren Peers, Freundschaften um ihrer selbst willen einzugehen.

Das Verhalten der Mutter änderte sich auch nicht, als Roswitha als Zwanzigjährige mit Freundinnen im Elternhaus weilte. Ihr diese Geste nachzusehen und sie beispielsweise als bloße Ungeschicklichkeit einer besuchtsentwöhnten Gastgeberin auszulegen, erfordert auch aus der Perspektive der erwachsenen Tochter, die sich inzwischen vom Elternhaus abgelöst hat, ein Maß an Souveränität, das Roswitha nicht aufbringen kann. Das belegt nicht

nur den Grad ihrer Verletztheit und psychischen Belastung durch das Verhalten der Mutter. Darüber hinaus zeigt sich hier ein zentraler Aspekt ihrer *sozialen* Behinderung durch ein Verhaltensmuster, das die Strukturen ihrer Lebenswelt und ihre sozialen Entfaltungsmöglichkeiten in hohem Maß bestimmte. Heute markiert es auch die Grenzen ihrer erreichten Unabhängigkeit: Diese scheinen nicht so sehr in den körperlichen Mobilitätseinschränkungen zu bestehen, sondern in den Momenten, in denen sich Roswitha in ihrem Sozialverhalten auch heute noch von der mütterlichen Haltung beeinträchtigen lässt.

I: Zu Recht, ja. Also hast du dann auch deine Partner ...

R: Nee, also noch nicht mal den Matthias, mit dem ich dreieinhalb Jahre, also wir waren dreieinhalb Jahre zusammen, noch nicht mal der war mit daheim. Weil, das, ich hab das ja schon erklärt, dass das alles überhaupt nicht behindertengerecht ist und das ist, man muss für jeden 'n Überstress sein, da ... Ich mein, ich kenn 's jetzt und so, aber wenn das, und dann ist, der das noch nie erlebt hat, das ist also Wahnsinn. (RS 1442–1447)

Als Beleg erwähnt Roswitha eine ihrer Partnerschaften. Um ihr selbst die psychische Stresssituation zu ersparen, werden solche Partner, die selbstredend nicht in einem karitativ oder altruistisch definierten Verhältnis zu Roswitha stehen, von ihrem Elternhaus ferngehalten. Zwar begründet Roswitha ihre Konfliktvermeidungsstrategie hier ganz praktisch mit den vorhandenen Barrieren im Elternhaus. Es sind jedoch nicht die architektonischen Barrieren alleine, die ihr Elternhaus wenig behindertengerecht erscheinen lassen.

Heimrecht: Anerkennung territorialer Souveränität

Die folgende Nachfrage versucht nähere Informationen darüber zu erhalten, wie die Eltern inzwischen zu Roswithas erreichter Unabhängigkeit stehen, welches Bild sie von ihrer behinderten und auf die Uneigennützigkeit anderer angewiesenen Tochter hochhalten, welches Maß an Anerkennung sie Roswithas Lebensführung zollen.

I: Besuchen deine Eltern dich hin und wieder?

R: Also einmal im Jahr ungefähr kommen sie mal vorbei. Das reicht. [lacht]

I: Ja, also wenn sie kommen, akzeptieren sie dann auch deine Wohnung als dein Reich?

R: Ja, meine Eltern schon. Meine Schwester weniger. Aber meine Eltern inzwischen schon. Doch. Also das ist, das ist für mich auch sehr, also da freu ich mich drüber, dass das so, also dass wir inzwischen auch so 'n Einverständnis gefunden haben, also auch meine Mutter und ich. Also das zeigt mir auch, dass ich da irgend, dass wir da beide eigentlich ganz, 'ne ganz große Entwicklung auch gemacht ham. Also meine Mutter

und ich. Und es geht aber auch nur deshalb, weil mein Vater dabei ist. Also der hat da so 'ne ausgleichende Wirkung zwischen uns und, und das ist sehr angenehm. Also das ist irgendwie so 'ne ganz eigenartige Dynamik innerhalb unserer Familie und wenn, also ich könnt' es zum Beispiel nicht ertragen, wenn meine Mutter und meine Schwester kämen, also da würd ich verrückt, das weiß ich jetzt schon. Aber wenn meine Eltern kommen, dann ist das in Ordnung für mich. Also wir wissen eigentlich alle drei, dass es gut ist, wenn es so drei Tage, als was weiß ich so ein- bis zweimal übernachten, dann ist es in Ordnung. Und irgendwann danach sollte dann Schluss sein. Das wissen wir aber alle und deswegen, also das ist so 'n ungeschriebenes Gesetz und da halten wir uns auch alle drei dran. Und deswegen hab ich vorhin auch erklärt, dass das eben wirklich so ist, dass das gut ist, so wie's ist. (RS 1451–1479)

Roswitha befindet sich heute in einer Position, die durch Besuche ihrer Eltern in ihren eigenen vier Wänden nicht bedroht wird. Anders verhält es sich bei der Schwester, die ihr gegenüber gelegentlich in die Mutterrolle schlüpft und Roswitha damit in eine biografisch überholte Rolle drängt. Roswitha ist es gelungen, die Rahmenbedingungen, unter denen Besuche der Eltern stattfinden, festzulegen und ihnen als „ungeschriebene Gesetze“, an die sich alle Beteiligten halten, Geltung zu verleihen. Das heißt, für Roswitha bedeuten die gelegentlichen Besuche ihrer Eltern heute nicht, dass sie etwas von ihrer Souveränität und Selbstbestimmung aufgeben müsste. Eine wichtige ausgleichende und integrierende Rolle spielt dabei die Person des Vaters. Allerdings ist er es nicht allein, dem das Verdienst zugute kommt, die heutige Qualität der Eltern-Tochter-Beziehung zu sichern. Roswitha führt diese Qualität auch auf eine Entwicklung zurück, die sie und ihre Mutter inzwischen vollzogen haben und die auf einem Stück wechselseitiger Anerkennung und Respekt bezüglich ihrer Lebensentwürfe beruht.

Körpererfahrungen: Entdecke die Möglichkeiten

I: Vorhin sind wir von den Reisen weggekommen. Du hast unter anderem eine Israel-Reise mit einer Freundin erwähnt. Wie ist denn das dort für dich gewesen, so von allem her?

R: Israel war toll. Also ich hab eigentlich nur gute Erinnerungen an diese Zeit. Das waren glaub ich drei Wochen oder so. Ich bin so braun wie nie geworden. Und es war 'ne superschöne Gruppe und ich kann mich noch erinnern, wir waren am See Genezareth und im Morgengrauen bin ich in den See baden gegangen und hab abends schon meinen Badeanzug angezogen vor lauter Glück und es war einfach phantastisch. Was ich sehr bedaure heute, dass ich nicht ins Tote Meer reingegangen bin, ich hab mich irgendwie nicht getraut, mit dem ganzen Salz und Zeug. Und im, im Meer kann ich sowieso nicht schwimmen, das ist nicht, also das ist bei meiner Art zu schwimmen nicht gut möglich. Ich hab irgendwie keinen Bock auf lauter Salzgeschmack im Mund. Aber sonst, es war 'ne sehr schöne Zeit. Doch. Also das ist eigentlich die Reise, die ich am angenehmsten in Erinnerung hab, das war schön. Wir sind nach Tel Aviv geflogen und

ham dann also zwei, hatten zwei Wohnmobile gemietet und sind dann erst mal in Süden gefahren. Nach, also so durch die Wüste und hatten, also es war auch eine biblische Reise, das war eben auch so diese christliche Zeit, und sind dann in den Süden gefahren und ham dann, sind wir bis zum Roten Meer nach Eilat und dann hoch wieder durch die Wüste bis in den Norden rauf, Golan-Höhen. Jerusalem vorher noch, See Genezareth eben und das Tote Meer, also das war wirklich wunderbar. Und wir haben das also auch so nach der Bibel 'n bisschen gestaltet gehabt. Das fand, das hat mir sehr gut gefallen damals. Das war echt schön. Und das war eben nur deshalb möglich, weil ich eben diese beiden Ferien hintereinander hatte, ne. Also ich hatte praktisch zwölf Wochen Ferien und wir ham die Reise, mein ich jedenfalls, genau in der Mitte irgendwie gemacht und es war phantastisch, also es war wirklich superschön. Das weiß ich noch. (RS 1482–1508)

Diese Reiseerzählung wird durch die Schilderung von positiven Körpererfahrungen dominiert. Entsprechend evaluiert Roswitha die gesamte Israelreise. Es handelte sich um eine Gruppenreise, ohne dass die Gruppenzusammensetzung näher beschrieben wird. Zwar wird die Gruppe summarisch mit einem Superlativ bewertet. Die Gruppenerfahrungen treten gegenüber den Dimensionen körperlicher Selbsterfahrung deutlich in den Hintergrund. Roswitha beschreibt, wie sie ihren Körper auf ungewohnte Weise lustvoll erlebte. Sie wurde so braun wie noch nie zuvor in ihrem Leben und freute sich schon an jedem Abend darauf, in ihren Badeanzug zu schlüpfen.

Die Grenzen ihres Körpererlebens macht Roswitha in ihrer eigenen mentalen Haltung aus. So ist es nicht unmittelbar ihr Körper, der sie daran hindert, im Toten Meer zu baden, sondern ihr mangelnder Mut und ihre Unlust, Salzwasser zu schlucken. Dass ihre körperliche Verfassung Roswitha zur Ausbildung einer individuellen Schwimmtechnik veranlasst hat, bedingt zwar, dass sie es für „nicht gut möglich“ hält, im Meer zu schwimmen. Allerdings scheitert sie im Falle des Toten Meeres, ihrer Darstellung zufolge, nicht an ihrem Körper, sondern daran, dass sie darauf verzichtet hat, ihre Möglichkeiten auszutesten. So bedauert sie im Nachhinein nicht ihr Unvermögen, im Meer schwimmen zu können, sondern die Tatsache, dass sie es im Toten Meer nicht ausprobiert hat. Die Grenzen, die Roswithas Körper ihr setzt, erlebt sie als mentale Grenzen – selbst gesteckt und selbst verursacht.

Erst im zweiten Teil der Erzählung, die eine detailliertere Reisebeschreibung enthält, kommt Roswitha auf Aspekte der Gruppenkohäsion zu sprechen. Die Reise fiel in die Zeit ihres „christlichen“ Engagements und so war die Organisation der Reise und die Gruppenmotivation von einem religiösen Erkenntnisinteresse geprägt. Beides hat zur spezifischen Erlebnisqualität der Reise beigetragen und wird von Roswitha im Rückblick als uneingeschränkt positiv evaluiert. Im Zusammenhang mit dem äußeren Ablauf der Reise und den Erfahrungen in der Reisegruppe fehlt jegliche Bezugnahme auf Roswithas körperliche Voraussetzungen. Roswitha stellt hier ausschließ-

lich die religiöse Motivation und den weltanschaulichen Hintergrund der Teilnehmerinnen und Teilnehmer heraus. So ist ihr diese Reise als körperliche Erfahrung und als religiöse Erfahrung im Gedächtnis geblieben und nicht als Integrationserfahrung.

Es gibt schließlich noch eine weitere Rahmenbedingung, unter denen diese Reise stand und die sie Roswitha erst ermöglichte. Eine Rahmenbedingung, die auch nichts mit ihrer körperlichen Verfasstheit zu tun hatte, sondern mit der Organisation ihres Alltags und ihrer Lebensführung. Diese Rahmenbedingung bestand in der schlichten Tatsache, dass die Reise aufgrund ihrer Dauer an die Möglichkeit gebunden war, sich für diesen Zeitraum von den Alltagspflichten zu verabschieden, sprich, „diese beiden Ferien hintereinander“ schalten zu können.

Im Interview wird eine weitere Reiseerfahrung ausführlicher kommentiert.

I: Und von hier aus [N.], hast du gesagt, hast du eine Türkei-Reise gemacht.

R: Ja, mit meiner Schwester zusammen. Das war auch sehr interessant. [lacht]

I: War das ein Badeurlaub?

R: Es war ein Badeurlaub, ja. Genau, es war ein Badeurlaub und wir ham also meine Schwester hatte die Idee, zusammen in den Urlaub zu fahren und dann hat sie das also abgecheckt und mit Hotel und Pipapo. Es war also recht witzig, hat auch relativ gut geklappt, also sie war nicht, nicht zufrieden mit dem Hotel, aber so, also ich bereue nicht, dass ich diese Reise mit ihr unternommen hab. Und ich weiß auch nicht, ob ich nicht noch mal mit ihr in Urlaub fahren würde. Also ich könnt mir das schon vorstellen so. Doch. Aber wir ham auch, also wir hatten auch unsere stressigen Situationen, meine Schwester und ich. Also wir waren auch in einem Zimmer und alles in allem war's also nicht ganz ohne. Ja, aber trotzdem fand ich's irgendwie schön, also mir hat's gut gefallen. Und war dann auch 'n Pool im Hotel oder war das dann nur Meer. Es war auch 'n Pool, also es war 'n Pool und es war am Meer. Also man konnte ins Meer gehen und in den Pool. Das Problem war, dass ich genau zu der Zeit meine Tage hatte und deswegen nicht ins Wasser konnte. Leider. (RS 1512–1523)

Die zweite Reisebeschreibung, auf die Roswitha ausführlich eingeht, unternahm sie gemeinsam mit ihrer Schwester. Hier kehrt sich die Reihenfolge der Beschreibungskategorien gegenüber der Israelreise um. Roswitha macht zunächst die Person der Schwester und ihrer beider Verhältnis zum Thema – wohingegen die körperlichen Selbsterfahrungen bei diesem Badeurlaub erst einmal in den Hintergrund treten. Die Schwester war Initiatorin der gemeinsamen Reise und hatte auch die Organisation in die Hand genommen. Trotz dieser Vorgeschichte, in der Roswitha offensichtlich eine passive Rolle zugewiesen wurde, evaluiert sie die Gemeinschaftserfahrung mit der Schwester insgesamt rückblickend positiv. Mit ihrer Schwester auf diese Weise auf engem Raum über längere Zeit zusammen zu sein, ein Zimmer zu teilen und

den schwesterlichen Launen und Unzufriedenheiten ausgesetzt zu sein, war für Roswitha ebenso neu wie ungewohnt und interessant. Die Interviewpassage vermittelt hier stellenweise den Eindruck, als hätte es sich aus Roswithas Sicht um eine Art Experiment gehandelt. Sie beobachtete den Beziehungsverlauf, mit all seinen positiven und negativen Situationen sowie die Befindlichkeiten der Schwester und resümiert ihre Erfahrungen als amüsant. Das gemeinsame Urlaubsprojekt der Geschwister wurde – trotz einer Stimmung zwischen beiden, die sowohl entspannte wie gespannte Phasen hatte – zu einem guten Ende geführt. Roswitha selbst hat die Reise genossen.

Erst im zweiten Abschnitt ihrer Darstellung kommt Roswitha auf den äußerlichen Verlauf der Reise und ihre körperlichen Erfahrungen zu sprechen. Im Vergleich zur Israelreise war dies weit unspektakulärer. Da es sich diesmal um einen reinen Badeurlaub handelte, spielte sich das Leben zwischen Hotel, Swimmingpool und Meer ab. Roswitha berichtet hier von körperlich verursachten Einschränkungen, die sie erfahren musste, die von ihr aber nicht unmittelbar auf ihre Behinderung zurückgeführt werden. Den Grund für ihr eingeschränktes, beziehungsweise ins Wasser gefallenes Badevergnügen macht sie an ihrer Periode fest. Nicht ihr *behinderter* Körper, sondern ihr *weiblicher* Körper wird hier zum Referenzbezug.

Aufschlussreich beim Vergleich zwischen den beiden Reisebeschreibungen ist die Analyse dessen, was sie jeweils nicht zur Sprache bringt. War die Israelreise eine Reise körperlicher und spiritueller Selbsterfahrung, stand bei der Türkeireise eine soziale (Geschwister-)Erfahrung im Vordergrund. In beiden Fällen dominiert nicht das Bild einer Frau mit einem behinderten Körper, die auf Unterstützung und Hilfe angewiesen ist und deren Urlaubsalltag durch körperliche Einschränkungen und Defizite, Stigmatisierungserfahrungen oder Diskriminierungen gekennzeichnet ist.

Die folgende dritte Reisebeschreibung lässt hingegen das Türkeielerlebnis in einem neuen Licht erscheinen.

R: Ich war auch mit 'ner Freundin auf Teneriffa und wir ham, seinerzeit hatt' ich auch meine Tage, aber wir waren lange genug dort, dass ich dann eben auch trotzdem noch Schwimmen gehen konnte und das war so 'n Behindertenhotel sag ich mal. Und ich persönlich mag das also lieber, wenn ich mit so, in so 'nem geschützten Rahmen ins Wasser gehen, im Pool jetzt, also ins Meer mag ich sowieso nicht gerne gehen. Mit dem Salzwasser, da hab ich echt Probleme, aber jetzt im Pool und in diesem, also auf Teneriffa jetzt, das war ok. Und in dem Hotel in der Türkei, das war halt ein ganz normales Hotel, so mit was weiß ich schöne Frauen uns so, im klassischen Sinn. Und deswegen hab ich da eher Abstand genommen. Ich fühl mich dann auch nicht wohl. Es ist einfach auch für mich nicht mehr angenehm. Ich mag 's nicht gerne. Und deswegen bin ich damals auch nicht ins Wasser gegangen und dann kam halt noch die Periode dazu. Irgendwie hat sich's auch nicht so ergeben. Also es ist ein wirklich schönes Hotel und ich möchte auch wieder hinfahren, also spätestens nächstes Jahr. Das ist 'ne große

Anlage und es sind halt viele behinderte Leute, viele kranke Leute auch, viele Paare, wo ein Partner behindert ist und der andere nicht und so und also mir hat's damals wirklich gut gefallen. Also ich möchte auch wieder hin. Weil ich's halt gerne mag, wenn so 'n, also speziell zum Baden, wenn das so 'n bisschen geschützter Rahmen ist, na. Also wenn da nicht lauter so Schicki-Micki-schöne-Leute rumhüpfen und du kommst dir da so fast schon wie 'ne Aussätzige vor, wenn du als behinderte Frau da ins Wasser gehst und also da steh ich nicht unbedingt drauf. Also ich fühl mich dann auch nicht wohl und nicht sicher. Mhm. (RS 1523–1561)

Hier definiert sich Roswitha als Frau mit Behinderung, die in einem „Behindertenhotel“ einen geschützten Rahmen vorfindet, der sie und ihren Körper vor den Blicken der „schönen Frauen“ und der „Schicki-Micki-Leute“ abschirmt. Das Argument der Periode erscheint nun gewissermaßen als ein willkommener Vorwand, in der Türkei auf das Badeerlebnis verzichtet zu haben. Auffallend ist, dass Roswitha diesen veränderten Blick auf den eigenen Körper erst im Kontext der Erwähnung des Behindertenreservates entwickelt. Auffallend ist auch, dass das Hotel in der Türkei in Roswithas Urteil zunächst ein „wirklich schönes Hotel“ war und erst nachträglich zu einem „ganz normalen“ Hotel abgewertet wird. Auffallend zudem, dass Roswitha ihre Begleitungen sowohl bei der Israel- wie bei der Türkeireise in hohen, bisweilen überschwänglichen Tönen preist, die Leute in diesem „Behindertenhotel“ jedoch beschreibt als „viele behinderte Leute, viele kranke Leute auch, viele Paare, wo ein Partner behindert ist und der andere nicht“. So scheint ihre Beteuerung, dass es ihr unter Ihresgleichen „wirklich gut gefallen“ hat und sie sich in einer solchen geschützten Umgebung emotional wohler fühlt, einem gewissen Maß an Selbstsuggestion nicht zu entbehren. Berücksichtigt man die Reihenfolge der Reisen, bedurfte es möglicherweise der Erfahrung des geschützten Rahmens, um den Blickwinkel auf die eigene „Aussätzigkeit“ einnehmen zu lernen. So geht die Selbstverortung als schutzbedürftige behinderte Frau mit einem stigmatisierbaren Körper zugleich mit den Konstruktionen einer Differenz zur Welt der schönen Frauen wie einer Differenz zum Schicki-Micki-Milieu einher. Sie bedeutet eine Einengung ihres sozialen Aktionsradius – denn unter diesen Prämissen würde sich die Zahl der potenziellen Reiseziele drastisch einschränken.

Es folgt das Ende des auf Band mitgeschnittenen offiziellen Teils des Interviews mit Roswitha. Bei dieser Gelegenheit spricht sie ihre Absichten an, auch in Zukunft Reiseerfahrungen machen zu wollen, die vermuten lassen, dass sie frei von jener skizzierten Selbstbeschränkung sind. Sie beschließt das Interview mit einem Satz, aus dem ein Tatendrang spricht, der auf ihrer erreichten Selbstständigkeit fußt.

I: Hast du für dieses Jahr irgendwelche Pläne?

R: Jetzt mach ich erst mal 'ne kleine Tour oder 'ne große Tour und dann hab ich jetzt noch weiter keine Pläne für dieses Jahr.

I: Vielen Dank für das Interview! (RS 1580–1583)

(Ende des Interviews)

5.3 Zusammenfassung

Kennzeichnend für Roswitha Schultzes erzähltes Leben ist, dass sie sich immer wieder als Akteurin präsentiert, die ihr Leben in die Hand nimmt, die versucht, schrittweise auf eigenen Beinen zu stehen. Damit erzählt Roswitha – wollte man eine Strukturhypothese formulieren – eine biografische Erfolgsgeschichte, die im Wesentlichen darin besteht, die Vorstellungen vom Leben, die Roswitha Schultze entwickelt hat, realisiert zu haben. Das betrifft sowohl den beruflichen Bereich als auch Aspekte ihrer privaten Lebensführung. Momentan ist Roswitha an einem Punkt angelangt, an dem sie ein positives Resümee zieht, an dem sie aber auch die Notwendigkeit erkennt, sich neue Ziele zu setzen, sich neu zu orientieren.

Roswitha Schultze präsentiert sich während des Interviews nicht durchgehend als ein Mensch mit Behinderung. Zu Beginn des Interviews, als sie von ihren Kindheitserlebnissen im Elternhaus erzählt, steht die Erfahrung von Fremdbestimmtheit im Vordergrund, nicht das Bedauern oder die Trauer über körperlich beschränkte Möglichkeiten aufgrund ihrer Behinderung. Zwar stehen diese Akte der Fremdbestimmung im Zusammenhang mit ihrer Congenitarschädigung (erzwungener Prothesengebrauch, Krankenhausaufenthalte, Abschiebung in Fremdunterbringung). Jedoch stellt Roswitha Schultze diese frühkindlichen Erfahrungen in den Kontext ihres früh einsetzenden Ablösungsprozesses von ihrem Elternhaus. Sie verdeutlicht die Verknüpfung, die sie hier herstellt, anhand eines Vergleichs der Eltern-Kinderbeziehung bei ihren Geschwistern. Hier dominiert ein entwicklungspsychologischer Diskurs (Ablösungsparadigma) einen Behinderungsdiskurs (körperliche Defizite). Die eigene innerfamiliäre Positionierung stellt Roswitha Schultze über das Kriterium der Ablösungskompetenzen her, die sie den drei Geschwistern jeweils zuweist. Darauf wird sie im weiteren Verlauf des Interviews noch mehrmals eingehen. Dadurch, dass sie ihre eigene Position innerhalb der Herkunftsfamilie primär unter dem Aspekt der Ablösung betrachtet, gelingt es ihr, sich die Entscheidungen, die über sie getroffen wurden, gewissermaßen vom Leib zu halten, beziehungsweise sie in den Rang von Katalysatoren für ihren eigenen Weg in ein selbstbestimmtes Leben zu heben.

Wenn Roswitha Schultze aus heutiger Sicht an ihr Elternhaus denkt, dann assoziiert sie diese Umgebung mit Einschränkungen ihrer Bewegungsfreiheit und Selbstbestimmung. Die räumliche und soziale Umgebung des El-

ternhauses bedeutet für Roswitha Schultze heute eine Form fremdbestimmter Körperkontrolle, die sie sozusagen wieder zurückwirft in die Situation ihrer Kindheit. Bewegt sie sich im Umfeld des Elternhauses, ist damit der Zwang verbunden, etwas von ihrer erreichten Unabhängigkeit aufzugeben. Auch hier findet man wieder jene enge Verknüpfung eines Behinderungsdiskurses (räumliche und architektonische Barrieren im Elternhaus) mit dem erwähnten entwicklungspsychologischen Diskurs (Ablösung beziehungsweise Selbstbestimmung). Folgt man den Erzählungen von Roswitha Schultze, so zeigt sich deutlich, dass die beiden Diskurse untrennbar miteinander verbunden sind, ihre Lebenssituation lässt sich mit dem Begriff der Conterganschädigung und den daraus entstehenden körperlichen und sozialen Defiziten nicht angemessen beschreiben.

Roswitha Schultze stammt dem Interviewtext zufolge aus einem schwierigen Elternhaus, was besonders die Figur der Mutter und die intergenerativen Beziehungen anbelangt. Von den Problemen der Mutter, die zu einer andauernden belasteten Beziehung beziehungsweise zu Kommunikationsdefiziten führten, waren alle Geschwister betroffen. Auch hier präsentiert sich Roswitha Schultze nicht primär als behinderte Tochter, sondern als eine Tochter, die auf eine vertrauensvolle Mutterbeziehung verzichten musste. Aus Roswitha Schultzes Sicht hat ihre Mutter aufgrund ihrer eigenen belasteten Biografie nur unzureichend ausgeprägte soziale Kompetenzen entwickeln können. Zwischen der Mutter und ihrer Schwester wird eine Parallele konstruiert: Beide hatten Probleme mit ihrer psychosozialen Entwicklung aufgrund mangelhafter Ablösung von ihren Herkunftsfamilien. Es macht diese Differenz zum eigenen Leben aus, die es Roswitha Schultze selbst ermöglicht, sich als eine Person darzustellen, die sich in diesen Punkten deutlich von Mutter und Schwester unterscheidet beziehungsweise abhebt.

Besonders deutlich wird die Positionierung von Roswitha Schultze, wenn sie näher auf die Kommunikation mit ihrer Mutter eingeht. Die Mutter beurteilt Roswitha Schultze demzufolge stets als behinderte Tochter mit charakteristischen körperlichen Defiziten. Den Schock, den ihre Geburt für die Mutter darstellen musste, kann Roswitha Schultze bis heute nicht besprechen. Für die Mutter bleibt Roswitha Schultze das unbewältigte Trauma – Roswitha Schultze gelingt es nicht, dieses Bild zu korrigieren. Ihre Artikulation als ein Mensch, der sich zunehmend selbst verwirklicht und die Unabhängigkeit erreicht hat, die er sich vorgenommen hat, wird von der Mutter ignoriert.

Dieser Konflikt zwischen Mutter und Tochter, bei dem es um die Bedeutung der Conterganschädigung geht, findet seine Fortsetzung in Fragen von Partnerschaft und Sexualität. Die Mutter reduziert Roswitha Schultze auf ihre Behinderung. In diesem reduktionistischen und defizitären Blick wird die Option Partnerschaft und Sexualität ausgeblendet. Damit disquali-

fiziert sie sich bei ihr als Vertrauensperson. Eine andere Lesart dominiert bei der Schwester. Diese definiert Roswitha Schultze als behinderte Frau mit potenzieller Sexualität und sieht darin Gefahren, während die Mutter dieses Thema konsequent tabuisiert. So kursieren in der Familie unterschiedliche Konzepte einer Frau mit Behinderung, unterschiedliche Konzepte von Behinderung, Frauenrolle und Sexualität. Für Roswitha Schultze ist dabei das Traurige und Enttäuschende, dass sie in ihrer Familie und insbesondere in der Gestalt der Mutter keine Vertrauensbasis vorfindet. Probleme mit ihrer eigenen Sexualität, mit ihrem sich entwickelnden Körper und mit Partnerschaften thematisiert sie demgegenüber nicht.

Wiederholt geht Roswitha Schultze auf ihre Heimerfahrungen ein. Diese werden von Anbeginn in ein ambivalentes Licht gerückt. Roswitha Schultze versteht ihre Heimunterbringung seit dem sechsten Lebensjahr zugleich als Abschiebung wie als Befreiung. Einerseits erinnert sie sich noch deutlich an die emotionale Kränkung, die die erzwungene Trennung vom Elternhaus für sie bedeutete, andererseits zeigen ihr die Erfahrungen, die sie im Heim machen musste, dass sie sich dort unentwegt in ihrer Durchsetzungsfähigkeit gefordert sah. So erscheint die Heimunterbringung in Roswitha Schultzes Augen im Nachhinein als eine notwendige Voraussetzung, um sich die sozialen Kompetenzen aneignen zu können, die sie in die Lage versetzten, ihre Vorstellungen von einem eigenständigen Leben zu realisieren.

Während das Thema Sexualität mit Blick auf die Reaktionen der Mutter als Tabu erlebt wurde und im Kontext der Familie stets in Bezug auf ihre Behinderung gestellt wurde, verleiht ihm Roswitha Schultze eine gänzlich andere Bedeutung. Ihre gelebte Sexualität stellt sie in den Dienst ihrer sich erkämpften Unabhängigkeit, sie ist quasi das Feld, in dem sie sich beweisen und als eine selbstbestimmte Frau bestätigen kann, der Beleg ihrer gewonnenen Unabhängigkeit. Roswitha kann ihre Sexualität überhaupt erst außerhalb des tabubehafteten mütterlichen Sexualitätsdiskurses entdecken. Zudem ist eine weitere Voraussetzung die beginnende Emanzipation vom sozialen Umfeld einer Heimunterbringung. Roswitha Schultze versteht ihre Sexualität nicht als etwas, was sie ihrem Körper trotz dessen Behinderung abgetrotzt hat, sondern als Mittel und Bestätigung eines Prozesses der Selbstbefreiung aus die eigenen Handlungsspielräume behindernden Lebensverhältnissen.

Die Themen Heimunterbringung und Sexualität gewinnen in der Darstellung, die ihnen in Roswitha Schultzes Interview widerfährt, je nach biografischem Kontext und je nach Perspektive der für die jeweils dominierenden Lesarten Verantwortlichen, unterschiedliche Bedeutung. Auch wenn sie nie unabhängig von Roswitha Schultzes Conterganschädigung diskutiert werden, lassen sie sich gleichwohl in ihrer Bedeutung nicht auf ihre körperliche Verfassung reduzieren.

Ihren stufenweisen Weg in ein Independent Living beschreibt Roswitha Schultze nicht als konsequente Verfolgung einer individuellen Integrationsstrategie. Vielmehr sind bei ihr eine Reihe unterschiedlicher Motive auszumachen: Wohnortwechsel, um bestehende Freundschaftsbeziehungen aufrecht zu erhalten, ausbildungsbedingte Wohnungswechsel, neue Wohnformen aufgrund institutioneller Programmatiken und schließlich die Realisierung eigener unabhängiger Wohnverhältnisse aufgrund einer verbesserten finanziellen persönlichen Situation. Der Aspekt der Integration kommt am ehesten in der verfolgten integrationspädagogischen Zielsetzung der Behinderteneinrichtung zum Tragen, in der sich Roswitha Schultze vier Jahre lang befindet. Roswitha Schultze selbst scheint nicht so sehr eine Integration in die Welt der Nichtbehinderten zu verfolgen, als vielmehr das Ziel, finanziell und alltagsorganisatorisch auf eigenen Füßen stehen zu können.

Es konnte gezeigt werden, dass Roswitha ihren eigenen Erfolg bezüglich der erworbenen Selbstständigkeit stark an ihren beiden Geschwistern misst. Dabei hebt sie wiederholt ihre eigene Lebensführung von derjenigen ihrer Schwester ab, der es nicht recht gelingen will, sich von ihrem Elternhaus abzulösen. Ganz anders der Bruder, mit dem sich Roswitha Schultze vergleichsweise stärker identifiziert. Ein genauerer Blick auf das Verhältnis von Roswitha Schultze zu ihren Geschwistern zeigt, dass ihr Bruder wohl nicht einen so engen Kontakt zu ihr pflegt, wie sie sich das wünschen würde (gleichzeitig enthält das Interview Hinweise, dass der Bruder Roswitha Schultze zwar in gewisser Weise ausnutzt, aber nicht aufgrund oder auf Kosten ihrer Behinderung). Zur Schwester bestehen zwar häufigere Kontakte, diese sind aber sehr viel offener spannungsgeladen: Die Schwester schlüpft ungebetermaßen in eine mütterliche Helferrolle und nimmt Roswitha Schultze somit als behinderte Schwester wahr. Während im Verhältnis zum Bruder die Behinderung keine Bedeutung zu spielen scheint, tut sie dies im Verhältnis zur Schwester sehr wohl. Aufschlussreich ist, dass Roswitha Schultze im Verlauf des Interviews unterschiedliche Konstellationen zwischen ihren Familienmitgliedern zeichnet, je nachdem wie sie sich selbst positioniert. Sieht sie sich in Bezug auf ihre Schwester durchaus mal auf ihre Rolle als behinderte Schwester reduziert, sieht sie sich bezüglich ihres Bruders nicht auf diese Rolle zurückgeworfen. Als sie anlässlich eines (seltenen) Besuchs des Bruders indisponiert ist, führt sie dies auf eine normale Erkältung, nicht auf ihre Grunderkrankung zurück.

Eine dieser familialen Konstellationen, die Roswitha Schultze herstellt, besteht in einer Differenzsetzung zwischen allen Geschwistern auf der einen und den Eltern auf der anderen Seite. In dieser Perspektive positioniert sich Roswitha Schultze wiederum nicht in erster Linie als Mensch mit Behinderung. Die Koalition der drei Geschwister rührt von der Schicksalsgemeinschaft her, gleichermaßen unter den Unzulänglichkeiten elterlicher

Erziehungskompetenzen zu leiden. So ist die elterliche Entscheidung, ins Heim abgeschoben zu werden, zwar durch ihre Conterganschädigung ausgelöst worden, sie erscheint aber eher untypisch für die Eltern, die sich ansonsten eher durch Entscheidungsschwächen hervortun. Die Perspektive auf die wechselnden Koalitionen, die Roswitha Schultze herstellt, bietet die Möglichkeit, sie nicht nur unter dem Blickwinkel ihrer Conterganschädigung zu interpretieren, sondern sich zu sensibilisieren für die unterschiedlichen Positionierungen, die Roswitha Schultze im Verlauf des Interviews einnimmt.

Die postnatalen Verhandlungen der Familie und deren Umfeld über das Schicksal von Roswitha Schultze markieren das Spannungsfeld, in dem sich ihre Eltern befanden. Es ging um die Frage, wie mit einer behinderten Tochter verfahren werden soll. Aufschlussreich ist die Beobachtung, dass erst eine kausale medizinische Ursachenzuschreibung und wissenschaftlich verbrieft Erklärung der Behinderung die Beteiligten in die Lage versetzt, handlungsfähig zu werden. Die Betrachtung der Motive, die den elterlichen Entscheidungen zugrunde gelegen haben könnten, gefährdet Roswitha Schultzes emanzipatorische Lesart der Heimunterbringung. Die weitgehende Tabuisierung dieser Verhandlungen bis zum heutigen Tag erleichtert es auch Roswitha Schultze, die Lesart aufrecht zu erhalten, dass ihre Eltern erst mit Schuleintritt für die Heimunterbringung votierten und ihr somit – wenn auch wohl nicht intentional – eine Option zu ihrer Selbstständigkeitsentwicklung verschafften. Die Frage, inwieweit sie als Kleinkind im Kreis ihrer Familie akzeptiert wurde und emotionale Zuwendung erfahren konnte, bleibt ein Stück weit im Dunkeln.

In Kontrast zu dieser unaufgeklärten Kindheitsphase, illustriert Roswitha Schultze ihre Heimerfahrungen sehr plastisch. Die institutionell bedingten Verhältnisse zwangen sie geradezu, sich durchzusetzen, sich selbst zu sozialisieren. Durch die Heimerfahrung hat sie sich mit den notwendigen charakterlichen Ressourcen ausgestattet, um selbstbestimmt leben zu lernen. Dabei zeichnet Roswitha Schultze auch ein Bild, das nicht durch die Differenz zwischen einer geschützten Umgebung innerhalb einer Sondereinrichtung und einer rauen nichtbehinderten Wirklichkeit unterscheidet. Vielmehr ist ihre eigene Lebenswelt strukturell geprägt durch Konkurrenz und Wettbewerb, vorherrschend ist eine Atmosphäre fehlender Solidarität.

Parallel zu Roswitha Schultzes ausgebildeter Durchsetzungsfähigkeit zeigt sie Formen selbstbestimmten Engagements. Sie definiert ihre sozialen Aktionsräume nunmehr selbst.

Voraussetzung hierfür waren jedoch mehrere Wechsel des Lebensmittelpunkts. Bei der Wahl der für sie angemessenen Schullaufbahn spielten offensichtlich pädagogische wie behinderungsspezifische Überlegungen eine Rolle. Ihre Realschullaufbahn führt sie in eine integrative Umgebung. Erst in dieser erklärtermaßen integrativen Umgebung identifiziert sich Roswitha

Schultze zum ersten Mal im Interview mit einer Wir-Gruppe von Menschen mit Behinderung. Die Realschulzeit mit Internatsunterbringung verschafft ihr somit weitere Optionen, ihre Selbstbestimmung auszuprobieren. Darüber hinaus bietet sie für sie neue Vergleichsmöglichkeiten. Bisher stand eine familienfremde Unterbringung im Dienst der Ablösung vom Elternhaus. Nunmehr steht eine integrative Unterbringung im Dienst der Ablösung von institutioneller Fremdbestimmung. Roswitha Schultze macht auch hier nicht nur Erfahrungen als Mensch mit einer Behinderung. Integrationsschwierigkeiten werden nicht auf ihre körperliche Verfassung zurückgeführt, sondern auf ihren Status als Neuankömmling.

In der Episode über das Bettnässen lässt sich zeigen, wie der medizinische Diskurs sowohl vonseiten der professionellen Verantwortlichen, wie auch von Roswitha Schultze selber herangezogen wird, um das Problem als reine körperliche Funktionsstörung erscheinen zu lassen. Damit wird zum einen eine symptombekämpfende Behandlungsstrategie ermöglicht, zum anderen auch von jeglicher alternativen Lesart des Problems abgelenkt. Diese Vorgehensweise dient beiden beteiligten Parteien: Die Intervention ist von Erfolg gekrönt und Roswitha Schultze von diesem Problem befreit. Nachdem hier offensichtlich niemand eine alternative Lesart des Problemzusammenhangs herstellt, bleiben denkbare psychosomatische Zusammenhänge unbehandelt. So kann Roswitha Schultze ihr Bettnässen beispielsweise nicht als Artikulation eines kindlichen Widerstands gegen die erzwungene Heimunterbringung vermittelbar machen. Ihr Körper wird hier auf eine therapierbare Funktionsstörung unter Ausschluss psychosozialer Zusammenhänge reduziert – eine Lesart, die sie teilt.

Im weiteren Verlauf des Interviews provoziert eine Intervention der Interviewerin Roswitha Schultzes Widerstand gegenüber einer Perspektive, die ihre Sexualität und ihr Geschlechtsrollenverständnis als Funktion ihrer Behinderung interpretiert. Roswitha Schultze versucht sich gegen die Interpretation, dass in ihrem Fall Sexualität und Geschlechtsrollenverständnis durch die körperliche Beeinträchtigung bestimmt wird, symbolisch zur Wehr. So reden die beiden in dieser Passage aneinander vorbei. Während Roswitha Schultze versucht deutlich zu machen, dass ihre weibliche und sexuelle Entwicklung gerade nicht problembehaftet war, versucht die Interviewerin die unterstellten Besonderheiten ihrer Entwicklung hervorzuheben. Roswitha Schultze berichtet von der Souveränität, mit der sie ihre sexuelle Entwicklung vollzieht. Diese wird nur im Kontext ihres Elternhauses, in Gestalt der Mutter, gestört. Allein hier erhält diese Thematik eine angstbesetzte Konnotation. Der Interviewverlauf zeigt auf das Ringen der beiden Beteiligten um die dominierende Lesart des Zusammenhangs zwischen Sex/Gender und Behinderung.

Das Beispiel des Verhaltens der Mutter im Umgang mit Roswitha Schultzes Sozialkontakten zeigt eine Konstellation, in der sich Roswitha Schultze nicht durchzusetzen vermag. Die Tatsache, dass die Mutter Besuche, die Roswitha Schultze gelten, stets ungefragt beziehungsweise entlohnt, verunmöglicht es Roswitha Schultze, ein Freundschaftskonzept zu entwickeln. Die Definitionsmacht der Mutter treibt sie in die Rolle eines bemitleidenswerten Wesens, an dem man die eigene Selbstlosigkeit erproben und demonstrieren kann.

So wird in dieser Interviewpassage der Körper von Roswitha Schultze auf dreierlei unterschiedliche Weise in den Blick genommen. Und Roswitha Schultze reagiert auf dreierlei Weise: Zunächst der medizinisch dominierte Blick, den sich Roswitha Schultze zu Eigen macht (was ihr die Lösung eines Problems einbringt), dann der behinderungsspezifische Blick der Interviewerin, gegen den sich Roswitha Schultze zu wenden versucht (diese Verhandlung geht sozusagen unentschieden aus, da die Interviewsituation strukturell nicht darauf angelegt ist, eine bestimmte Lesart durchzusetzen) und schließlich der behinderungsspezifische Blick der Mutter, der sich als definitionsmächtig genug erweist, als dass ihm Roswitha Schultze als Kind und Jugendliche etwas entgegensetzen hätte können.

Roswitha Schultzes religiöses Engagement und ihre Kontakte zu einer konfessionellen Gemeinschaft stellt sie einerseits wiederum in den Kontext ihrer gewonnenen Selbstbestimmung. Andererseits erscheint sie auch als Versuch, ihre sozialen Beziehungen auszuweiten und zu intensivieren. In diesem Kontext verleiht Roswitha Schultze dem Integrationsbegriff eine veränderte Bedeutung: Die Gruppenintegration erfolgt gerade nicht unter den Vorzeichen ihrer Integration als Mensch mit Behinderung, sondern dient ihrer sozialen Integration in neuen Umgebungen. Roswitha Schultze erwähnt die unterstützende Rolle, die die Gemeinde im Zuge der Eingewöhnungsphasen nach Umzügen gespielt hat.

Ihr zeitweises politisches Engagement wird offensichtlich nicht durch Diskriminierungs- und Stigmatisierungserfahrungen ausgelöst, sondern hat im Gegenteil Selbstbestimmung und eine unabhängige Lebensführung zur Voraussetzung. So gewinnt diese Form des Engagements in einer Lebensphase an Bedeutung, in der Roswitha Schultze eine Möglichkeit erkennt, durch politische Aktionen für ihr Interesse an gesellschaftlicher Teilhabe zu kämpfen.

Aber Roswitha Schultze geht auch in dieser Form der Identifikation mit dem Kampf gegen gesellschaftlich bedingte Barrieren nicht auf. Inzwischen befindet sie sich in ihrer so genannten esoterischen Phase, die auf den ersten Blick durch Entpolitisierung und sozialen Rückzug gekennzeichnet ist. Sie selbst beschreibt diese neuerliche Wandlung ihres Interessenschwerpunkts nicht als Bruch oder Widerspruch, sondern als biografische Konse-

quenz der Tatsache, dass sie an einem Punkt in ihrem Leben angekommen sei, der nach (therapeutisch angeleiteter) Reflexion verlangt.

Bestandteil dieser Reflexion ist ihre körperbezogene Selbstkonzeption. Sie nimmt Stellung zum Zusammenhang zwischen ihrem Selbstbild und ihrer Conterganschädigung. Dabei wird deutlich, dass dieser Zusammenhang je nach Kontext und Situation unterschiedlich betrachtet wird und die Akzeptanz der Conterganschädigung eine bedrohte ist. Missgebildet und körperlich defizitär erlebt sie sich im Kontext eines religiösen Diskurses. Auch in erotischer und ästhetischer Hinsicht erlebt sich Roswitha Schultze erst in dem Moment als defizitär, als sie diese Sichtweise von Seiten einer Therapeutin gespiegelt bekommt. So übernimmt sie mit deren Lesart eine Geschlechts- und Körperidentität, die entlang der binären Oppositionen weiblich/männlich mit den entsprechenden Geschlechterinszenierungen gezeichnet werden. Körper-, Geschlechter- und Ästhetik-Diskurse (die eng mit der Frage verknüpft sind, wie viel ästhetische und geschlechtsrollentypische Körperinszenierung ich mir leisten kann) sind hier nicht zu trennen. Interessant wird hier die Frage nach der Dominanz der jeweiligen Diskurse. Roswitha Schultze wechselt, was ihre Positionierungen angeht, ständig zwischen einem Vergleich zwischen Männern und Frauen, Behinderten und Nichtbehinderten sowie Normalen und Unnormalen hin und her. Dabei werden die Grenzen zwischen den Gruppen ständig neu gezogen, so dass Roswitha Schultze selbst sich immer wieder anders im Geschlechter-, Behinderungs- und Normalitätsdiskurs positioniert.

Gegen die Infragestellung ihrer Existenzberechtigung durch Nichtbehinderte weiß sich Roswitha Schultze zu wehren, indem sie einer solchen Argumentation geistige Vernunft abspricht und sich selbst zugleich in Differenz zu einem solchermaßen gearteten geistigen Defekt setzt. Was emotionale und emphatische Kompetenzen anbelangt, macht Roswitha Schultze eine geschlechtsspezifische Differenz auf und rechnet sich so den tiefer empfindenden Frauen – seien sie behindert oder nichtbehindert – zu.

Ihre Taufe schildert Roswitha Schultze als positives Körpererlebnis. In diesem Fall provoziert ihre körperliche Einschränkung – das Unvermögen, die Zeremonie ohne fremde Hilfe durchzustehen – eine Sonderbehandlung, deren erotische und spirituelle Qualität sie zu schätzen weiß.

Einschränkungen haben in einer anderen Lebensphase zu weit entwürdigenderen Behandlungen geführt. Dabei ist es in erster Linie die Perspektive der Interviewerin, die Einschränkungen während ihrer Kindheit ohne weiteres auf ihre Conterganschädigung zurückführt. Dem stellt Roswitha Schultze andere Lesarten entgegen. Die Atmosphäre im Elternhaus, das durch Kontaktarmut gekennzeichnet war, trug ebenso zu einer Einschränkung der Bewegungsfreiheit und Mobilität bei wie eine mangelhafte Ausstattung mit Hilfsmitteln im Elternhaus, aber auch noch später im Heim. Die Funktional-

lität der Hilfsmittel bemisst sich dabei nicht absolut an medizinisch-therapeutischer Rationalität, sondern an der kontextspezifischen Bedeutung, die ihr Roswitha Schultze verleiht.

Die kontextspezifische Bedeutung ihres Körpers wird besonders deutlich, wenn Roswitha Schultze von ihrer Alltagsgestaltung in der Umgebung ihrer eigenen Wohnung erzählt und diese kontrastiert mit ihrem Elternhaus. Heute, als Erwachsene, lässt sie sich in ihren eigenen vier Wänden die Handlungssouveränität und Definitionsmacht auch gegenüber ihrer Mutter nicht mehr aus der Hand nehmen, wodurch ein *Modus Vivendi* etwa anlässlich elterlicher Besuche gefunden ist. Umgekehrt ist das nicht immer der Fall. So vermeidet es Roswitha Schultze beispielsweise bis heute, Freunde mit in ihr Elternhaus zu bringen, weil sie in diesem Kontext sich sofort wieder in die Rolle der behinderten Tochter gedrängt sieht.

In Roswitha Schultzes Reiseerzählungen erfährt ihr Körper eine ganz unterschiedliche diskursive Behandlung. Die Israel-Reise wird in erster Linie als soziales und spirituell-kulturelles Erlebnis geschildert. In diesem Kontext macht Roswitha Schultze sensationelle Körpererfahrungen. Sie erlebt ihren Körper auf eine neue Weise. Grenzen körperlicher Erfahrung, wie die verpasste Gelegenheit, im Toten Meer zu baden, rechnet sie sich selbst an. Die Türkei-Reise wurde mit der Schwester durchgeführt und fungierte gewissermaßen als Test für die geschwisterliche Beziehung. Auch dieser Test wird positiv evaluiert. Wieder erfährt Roswitha Schultze Grenzen ihrer körperlichen Erfahrungen. Diesmal macht sie ihren weiblichen Körper dafür verantwortlich. Erst anlässlich der dritten Reise stellt Roswitha Schultze ihren behinderten Körper in den Blickpunkt. Die Erfahrung eines Aufenthaltes in einer behindertenspezifischen Hotelanlage, die im Gegensatz zu anderen Hotels vor den Blicken der schönen und reichen (nichtbehinderten) Leute Schutz gewährt, veranlasst sie, sich in letzterem Kontext als „Aussätzige“ zu sehen, eine Positionierung, die Roswitha Schultze rückblickend ihre Reisen in ungeschützter Umgebung als unangenehm erscheinen lässt. Unter dem Eindruck dieser Reise erfahren die übrigen Reisen eine nachträgliche Abwertung. Diese Identifikation mit aussätzigen Behinderten wird allerdings mit dem Schlusssatz des Interviews wieder relativiert, in dem Roswitha Schultze weitere Reisepläne ins Auge fasst.